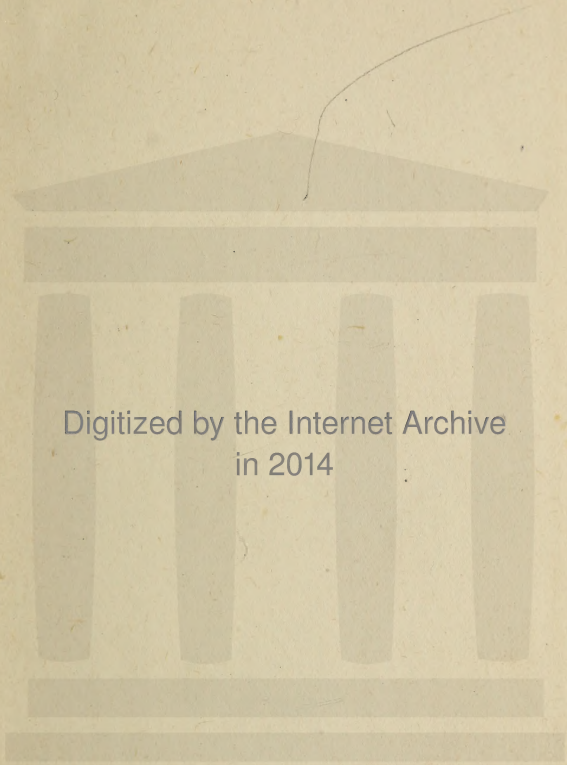
August Strindberg

Schärenleute

Insel-Bücherei Nr. 332

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Mrs. G. Ehrlich



Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/schrenleute00stri

LSwed
S9183sk
Gho

August Strindberg

Schärenleute

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

434037
H. H. HS

Autorisierte Übertragung von Erich Holm

Im Insel-Verlag zu Leipzig / 1921

Einleitung

Die Stockholmer Schären, denen ich die Szenerien und Motive zu den Erzählungen dieses Buches entnahm, haben mich stets besonders angezogen. Vielleicht weil meine Vaterstadt Stockholm und ihre Umgebung selbst einen Teil der Schären bilden. Der Mälarsee war ja ursprünglich ein Meeresarm, der durch Wasseradern bei Södertelge und Stocksund bei Stockholm mit dem Meere in Verbindung stand. Kedjeskär, das jetzige Ridderholm, bewahrte in seinem Namen das Andenken an seine ursprüngliche Natur, eine Schäre, ebenso erinnert eine Fahrt über den Mälarsee mit seinen Tausenden von Inseln und Inselchen an die Landschaft, die sich, ein Gemisch von Land und Wasser, östlich der Hauptstadt an sieben Meilen weit ins Meer erstreckt. Diese ganze zerklüftete Küstenstrecke ruht zum allergrößten Teile auf der Urformation: Gneis, Granit und Eisenerz, an welch letzterem nur Utös sich hinreichend ergiebig für die Ausbeute erwies. Pegmatit, eine Granitrarität, tritt hin und wieder in so großen Ansammlungen auf, daß es wegen des von den Porzellanfabriken verwendeten Feldspats gegraben wird.

Das Fehlen der jüngeren Formationen mit ihren horizontalen hellen und leichtgetönten Lagerungen verleiht der Schärenlandschaft einen Zug von Wildheit und Düsterkeit, wie er der Urformation eigen ist.

Durch die losgerissenen, rohen, unregelmäßigen Blöcke werden die Umrisse der Landschaft auf den Höhen kamm- oder wellenförmig, und dort, wo das Meer seine Schleifarbeit verrichtete, flach, holperig, bucklig. Die teilweise Schiefrigkeit des Gneises setzt die Strandklippen auch den Sprengungen des Eises aus, so daß Grotten, Höhlungen und tiefe Spalten die Wildheit des Landschaftscharakters erhöhen. Dieser hat daher auch nie die Einförmigkeit der Kalk- oder Sandsteinfalaise an der französischen Nordküste. Diese Wildheit aber wird jäh unterbrochen von dem reichen Boden der Quartärperiode, mit seinem Moränenschutt und Glaziallehm, Schneckensand, Moosmull und vermodertem Tang. Die Ergiebigkeit dieses Bodens wird häufig noch durch die Abfälle der seit Jahrtausenden betriebenen großen Fischereien, welche auf den Versandungen reiche Moderschichten bilden, draußen auf den

Kobben aber durch den Guano der Seevögel erhöht. Auf dieser Erdschicht wachsen Föhren und Tannen; und verleiht die Gotik der Tanne den inneren Schären ihren ausgesprochenen Charakter, so wagt sich die abgehärtetere Föhre tief hinaus in die offene See. Dort auf den letzten Felsplatten krümmt sie sich in der Richtung der vorherrschenden Winde.

In den Talsenkungen ist das Wiesenland infolge der Ausschlämmung und des Salzwassers besonders prächtig, und die Naturwiese weist eine reiche Flora aller wilden Prachtgewächse des mittleren Schwedens auf, unter denen die Orchideen und der blaue Speik die vornehmsten sein dürften. Am Strande leuchten die Fackelblume, die Königskerze, im Walde gedeiht die Heidelbeere, in den Lichtungen die Preiselbeere und in den Moosen ist die Sumpfbrombeere nicht selten. Den niedrig gelegenen Inseln mit besserer Humuserde verleiht der Reichtum an Laubholz und Gebüsch einen besonders freundlichen Charakter. Die Eiche belebt hier mit ihren weichen Linien und dem so lichten Laubwerk die Nadelbaumlandschaft; und das Lieblichste, was man nur sehen kann, ist der Haag, diese Eigentümlichkeit des Nordens, eine Kreuzung von Wald, Unterholz und Wiese, wo unter einem Gemisch von Birken und Nadelbäumen die Haselnußsträucher Laubengänge über den Fahrwegen bilden, die man hier „Drogen" nennt. Es sind geradezu Teile eines englischen Parkes, die man hier durchwandert, bis man endlich auf die Strandklippen mit den Tannen und Föhren auf dem Torfmoose und noch tiefer unten auf die Sandablagerungen und Tanggürtel der Meeresbuchten stößt. Zieht sich ein Ausläufer der Bucht tiefer ins Land hinein, so umgibt ihn stets ein schöner Rahmen von Erlen und üppigen Schilfbänken.

Dieser Wechsel von Düsterem und Lachendem, von Armut und Reichtum, von Anmut und Wildheit, von Binnenland und Meeresküste ist es, der den östlichen Schären Schwedens etwas so Fesselndes gibt. Hierzu kommt, daß durch die größtenteils steinigen Ufer das Wasser klar und durchsichtig ist, und selbst wo der Sand ins Wasser reicht, ist er so schwer und rein, daß ein Badender sich nicht zu ekeln braucht, wie an der französischen Nordküste, wo ein Seebad einem Schlammbade gleicht. Vielen Unannehmlichkeiten des offenen Meeres entgeht man hier, während man die

meisten Vorteile des Binnenlandes genießt, ein großer Vorzug der östlichen Schären vor der abgeholzten öden Westküste.

Raubtiere von beunruhigender Art gibt es hier in der Tierwelt nicht. Der Fuchs, der Luchs, das Wiesel sind die grimmigsten. Glänzende Gelegenheiten zu Jagden bietet das Elen, das sich hier heraus geflüchtet und sein Standquartier in den Sümpfen und Waldungen der größeren Inseln genommen hat. Dachse, Hasen, Ottern und Seehunde tragen gleichfalls ihr Fell zu Markte, und die Hasenjagd auf der Bischofsinsel ist berühmt. Unter den Waldvögeln sind Birkhühner und Auerhähne sehr zahlreich, doch können die Einheimischen nicht Jagd auf sie machen, weil es ihnen an den geeigneten Hunden fehlt. Sie geben sich ausschließlich mit der Seevogeljagd ab, bei der sie sich vorzugsweise des Balban (Lockvogels) bedienen. Die streichende Eidergans wird dabei nicht geschont, die brütende hingegen sorgsam behütet, wenn auch ein oder das andere Ei bei einer längeren Jagdpartie als Proviant herhalten muß. Den Gänsejäger, dessen Weibchen sich geduldig als Leghenne gebrauchen läßt, ködert man meist vom Holk aus.

Das Fleisch der Eidergans wird erst gut, wenn man die fette Haut abzieht und den Vogel eine Nacht in Milch liegen läßt. Es schmeckt dann wie Renntierfleisch und verliert gänzlich den tranigen Geschmack. Behandelt man den Gänsejäger, die Tauchente, das schwarze Wasserhuhn ebenso, werden auch sie ganz gut eßbar, besonders wenn man sie, wie die Ente, mit Petersilie spickt.

Der schlimmste Raubvogel der Schären ist der Fluß- oder Fischadler, der unter den Hechten in den seichten Gewässern der Schilfbuchten große Verheerungen anrichtet. Seltener zeigt sich der Seeadler, der am liebsten weiter draußen auf dem offenen Meere jagt. Sehr lästig und zuweilen gefährlich ist die überaus häufig vorkommende Ringelnatter, die ebensowohl in den Heidelbeersträuchern als am Strande, man kann fast sagen so gut wie überall anzutreffen ist, und deren Dreistigkeit draußen auf den äußeren Schären so groß wird, daß sie hoch aufgerichtet schon Fischer angefallen haben soll, die aus den Booten ans Land steigen wollten. Das Volk schont sie nicht, obgleich es glaubt, sie sauge das Gift aus der Erde, auch zeigt der Schärenbewohner keine Verehrung des anderwärts heilig gehaltenen Tieres.

In diesem Gebiet der meerumspülten Ortschaften lebt nun eine Bevölkerung, die ihren Vermögensverhältnissen nach in drei Klassen eingeteilt werden kann: eine, die Ackerbau treibt, zumeist auf den großen Inseln ansässig; die Mittelklasse, die sich gleichzeitig mit Ackerbau und Fischfang beschäftigt; und endlich die eigentlichen Schärenleute, die hauptsächlich von Fischerei und Jagd leben, daneben aber eine Kuh, ein Schaf und einige Hühner halten.

Der Ackerbau ist, soweit er betrieben werden kann, durchaus nicht schlecht. Prächtiger Lehmboden gibt guten Weizen, und selbst der kleinere Bauer hat noch immer etwas im Winkel für den Hausbedarf. Die Salzseeweiden sind berühmt, und durch die kali- und natronhaltigen Strandgewächse, neben welchen den Kühen auch noch die grenzenlose Salzlecke stets zu Gebote steht, wird die Butter vorzüglich.

Das Schaffleisch wird von dem kurzen Gras der hochgelegenen Strandwiesen fest und lecker, gerade wie das französische Présalé auf ähnlichem Boden. Hierzu kommt ein vergleichsweise mildes Klima, das jedoch von dem des Binnenlandes insofern bedeutend abweicht, als der Frühling später eintritt — zuweilen um volle 14 Tage später als z. B. in Stockholm, so daß Sommergäste von dort das Knospen der Bäume in einem Jahre zweimal mitmachen können —; dagegen läßt auch der Herbst länger auf sich warten, da nun das erwärmte Meer als Wärmeleiter dient. Wie man behauptet, soll das Klima der Schären für den Ackerbau den Nachteil des trockenen Vorsommers und regnerischen Nachsommers haben. Die Saat- und Wachszeit leide dadurch unter Dürre, die Heu- und Erntezeit unter Regen.

Ein besonders mildes Klima hat die Gegend von Nynäs, wo der Efeu wild überwintert und der Wein häufig am Spalier reift.

Für den Fischer oder den eigentlichen Schärenmann sind natürlich die Produkte des Meeres von größter Bedeutung. Hier ist der Hauptfisch der Strömling, der im Frühjahr und Herbst in riesigen Netzen, welche auf Tiefgrund verankert liegen, gefangen wird. Mit den Schleppgarnen werden ferner auch Hechte und Barsche gefangen, wiewohl man dem Hecht auch mit der Stabangel, dem Barsch mit Netzen nachstellt. Die minderwertigen Flundern fängt man mit dem Netze, Aale werden bei Fackellicht

gestochen oder in Fischreusen gelockt, während die Quappe durch Keulenschläge auf das Eis, durch welches hindurch man das garstige Schleimtier auf dem Grunde liegen sieht, betäubt wird. Der Kühling bildet den Gegenstand eines ganz besonderen Sports, das „Badfischen" genannt. Sobald nämlich im Spätsommer das Wasser der Buchten erwärmt ist, zieht der Kühling hinauf, um, wie man es nennt, zu baden. In dieser Zeit hält man von den Baumwipfeln der Landzungen Ausschau, und sowie der Kundschafter es im Wasser lebendig werden sieht, benachrichtigt er die Kameraden, die in ihren flachen Kähnen, die Ruder fest mit Wollstrümpfen umwickelt, damit die Fische nicht verscheucht werden, alsbald von beiden Ufern herbeikommen. Da wird nun das Netz vor die Mündung der Bucht gespannt, und zwar mit bestmöglichem Erfolg.

Die Bevölkerung dieser abgeschiedenen, wohlverborgenen kleinen Welt ohne jede regelmäßige Verkehrsverbindung scheint in vielfacher Beziehung sehr gemischt. Eine stete Auslese hat sich hier von selbst vollzogen, indem der intelligentere Teil der Jugend zur Marine, zum Lotsenamt, zum Zollwesen ging, die zurückgebliebenen stationären Geister das Gewerbe der Väter fortsetzten, oder einen Dienst, sei es in Stockholm, sei es im Innern des Landes, suchten. Die Schären waren eben nie ein besonders günstiger Ort für die Gründung von Familien und von Wirtschaften, da das Land dem Feinde offen lag und Leben und Eigentum durch die entfernt wohnenden Hüter des Gesetzes keinen sonderlichen Schutz fand. Es ist daher auch keine Spur von Lokalpatriotismus vorhanden, wenngleich der Einwanderer mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Mir will es — den Ortsnamen, den Typen und Sitten nach zu schließen — sogar scheinen, als hätten die Schären eine Art Zufluchtsort gebildet für allerlei Leute aus dem Innern des Landes, die guten Grund hatten, abgeschiedene Gegenden aufzusuchen. Ein selbständiger Dialekt ist nicht wahrzunehmen, wohl aber ein Gemisch von vielen Mundarten, und so manche einfache Sitten und Rechtsbegriffe des Naturzustandes deuten darauf hin, daß hier draußen, der bürgerlichen Gesellschaft entrückt, sich ein Haufe ungeselliger, geordnetem Zusammenleben schwer zugänglicher Freiluftliebhaber, oder ganz einfach praktischer Widersacher eines regelrechten Militärdienstes und Zollwesens zu-

sammengefunden habe. Bei der Geschichte des Erwerbes gewisser Inseln scheint es sich um Kapereien, zweideutige maritime Heldentaten, ja auch um königlichen Personen geleistete Privatdienste gehandelt zu haben, und die Grundbücher sollen stellenweise nicht ganz zuverlässige Auskünfte darüber geben, ob der Boden freies oder zinspflichtiges Gut sei.

Auch noch andere Zeichen finden sich, die auf Einwanderungen oder vielleicht auch nur auf räuberische Einfälle von Finnen, Esthen, Russen und anderen Ostländern hinweisen.

Besonders gegen die Esthen hegt man noch heutigen Tages entschiedenen Widerwillen, gegen diese Schattengestalten, die selbst grau auf grauen gespenstischen, wie aus alten zerfallenen Planken zusammengezimmerten, mit geflickten Kohlensäcken getakelten Fahrzeugen auftauchen. Legt solch ein fliegender Holländer bei einer Kobbe an, so pflegt der Fischer hinauszurudern und nachzusehen, ob das Feuer ordentlich verlöscht ist, und weit lieber nimmt er gegenüber diesen Vagabunden des Meeres, die mit oder ohne Grund im Verdachte stehen, Salz nach Rußland zu schmuggeln, die Branntweinflasche, als die Büchse zu Hilfe. Einzelne Wohlhabende kommen wohl unter den Schärenbewohnern vor, doch die meisten haben mit Armut zu kämpfen, und manche leben im tiefsten Elend, sich im Winter von Salzlake, Heringsköpfen und Kartoffeln nährend. Der Beruf des Fischers, der dem des Spielers verwandt ist, veranlaßt nicht zur Sparsamkeit. Ein glücklicher Fang schenkt ihm an einem Tage ein Vermögen, und sofort stellt sich der Glaube an das Glück ein, mit seinen gefährlichen Folgen. Vom Hüter des Gesetzes fern, hat Notwehr den Schärenbewohner sich sein eigenes Lynchgesetz schaffen lassen, und aus schlauer Berechnung spricht er lieber frei, als er verurteilt, wohl in der Hoffnung, wenn seine Stunde schlägt, selbst freigesprochen zu werden. Die Nachsicht mit den Missetaten anderer habe ich nirgends schöner ausdrücken gehört, als es hier geschah, wo die Leute von dem „Fehltritte" eines Mannes sprachen, der seine Frau ertränkt hatte.

Der Schärenmann ist ein Einsiedler. Er hat weit zum Gerichtshause, hat zur Schule weit, weit zu den Nachbarn, weit zur Stadt. Der Badeort ist sein nächstes Zivilisationszentrum. Dort lernt er aber nur den Luxus und die Mißgunst gegen Menschen kennen, die er drei Monate lang Feste halten sieht; bekommt er doch nur solche,

nicht aber die fronenden Mitglieder der Gesellschaft, die in der Stadt weilen, zu sehen.

In seiner Einsamkeit würde er, wenn er Anleitung hätte, ein Denker werden. Statt dessen wird er ein Phantast, und so geschickt er auch in seinem Beruf, so klarsehend er im Alltagsleben sein mag, er wird nur zu leicht eine Beute seiner subjektiven Eindrücke, wird zum „Hellseher", zum Sonderling, wie der „Küster von Ranö"[1], und zieht falsche Schlüsse, Ursache und Wirkung häufig verwechselnd.

Hat er zum Beispiel einen Heller unter einen Stein geopfert, und der Fischfang fällt ergiebig aus, so ist der Heller die mächtige Ursache. Er ist abergläubisch und steckt so voll Heidentum, daß die Symbole der christlichen Kirche ihm mit Beschwörungen, Besprechungen und allerhand Zaubereien gleichbedeutend sind.

Die Familie baut sich, wo keine ökonomische Berechnung mitspricht, den althergebrachten Sitten und einfachen Forderungen der Natur gemäß auf. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist ungezwungen, und die Ehe wird in der Regel mit dem Erscheinen des Kindes geschlossen, wenn nämlich das Mädchen sich worthältig und der Gründung der Familie geneigt zeigt. Ist dies nicht der Fall, so entstehen mitunter schwere Verwickelungen, die mit dem Verschwinden des Kindes und anderen Mißlichkeiten enden — Verwickelungen, die aller Welt, nur nicht dem Länsmanne zu Ohren kommen. Er könnte übrigens auch, da keine Zeugen sich finden lassen, in der Sache nichts weiter tun.

Beginnen die Bande der Familie zu zerreißen, und werden die Leidenschaften lange niedergehalten, so kommt es hier, wo der Nachbar fern, nicht selten zu schauerlichen Ausbrüchen der Naturgewalten, wobei es der an Tod und Verderben gewöhnte Schärenbewohner mit den Mitteln nicht so genau nimmt. Dann spielen sich dort draußen verschwiegene Trauerspiele ab, von denen man nur Andeutungen vernimmt, wie auch ich in einzelnen dieser Erzählungen sie hinwarf. Da werden Bande des Blutes gesprengt, die Schranken übersprungen, und mit rauher Hand greift die Natur nach dem, was sie an sich zu reißen vermag. Für Hunger und für Liebe gibt es sodann nicht Rücksicht mehr noch Gesetz.

---

[1] „Der Küster von Ranö", eine Erzählung von Strindberg. Autorisierte Übertragung von Erich Holm. Insel-Bücherei Nr. 288.

Das Lichte, Lachende im Leben des Schärenbewohners, sofern sich dies hell gestaltet, habe ich in dem vorhergehenden Teile „Die Leute auf Hemsö" geschildert. In diesem Bande gab ich die Halbschatten. Vielleicht gelange ich später einmal, wenn für die Literatur die Verhältnisse günstiger werden, auch dazu, die Schlagschatten zu geben. Soll das Bild vollständig sein, dürfen auch sie nicht fehlen.

Der Verfasser

Des Pastors Elen

Pastor Norström hatte nur sehr bescheidene Einkünfte. Seine Gemeinde war arm, und von oben begann die Aufklärung nach unten zu sickern, während von unten der Aberglaube, die Sekte der Leser[1], der Hauptkirche schwere Konkurrenz machte.

Er hielt ein paar Kühe, hatte einige Tonnen Landes, um Weizen und Roggen darauf zu bauen, Fische, soviel er wollte, doch da er nur eine Magd halten konnte, mußte er selber pflügen, selber fischen und selber mit dem Fischboote zur Stadt fahren. Im Walde durfte er für den Hausbedarf Holz nehmen, Heidelbeeren pflücken, ja auch das Jagdrecht besaß er; da er aber keinen Hund hatte, spazierte das Wild vollkommen unbehelligt umher. Das ließ den Pfarrhofswald zu einer beliebten Wurfstätte für die Elche der Gegend werden, die sich oben in einem Moore fortzupflanzen pflegten. Aus der Not aber hatte der Pastor, wenn nicht eine Tugend zu machen, so doch sich etwas Sporteln herauszuschlagen gesucht, indem er alljährlich ein Elen pirschte. Zu mehr als einem brachte er es nicht, allein das gab doch, wenn man eins ins andere rechnete, das Fleisch mitsamt der Haut, den Hörnern und Klauen, gut seine achtzig Rigsdaler, wobei noch das Blut und die Eingeweide, an denen man sich an die acht Tage und darüber gütlich tat, gar nicht eingerechnet war. Allein es war eine unsichere Einnahme, die nur zu leicht in die Brüche gehen konnte, denn ein einziger Schuß entschied, ob dies Jahr der Fleischtopf ans Feuer gesetzt oder nur Stichlingstran darin gesotten werden sollte, womit man sich im Notfall schadlos halten mußte. Nicht ohne Unruhe sah man demnach im Pfarrhofe den elften August herannahen.

Schon im Juli nahm man den Kühen, die im Walde weideten, die Schellen ab, und vom ersten August an durfte die Magd die Haustiere nicht mehr zusammenrufen. Hierauf rüstete der Pastor die Salzlake und hieb Eschenreiser ab, um die Kreuzwege damit auszustecken. Am letzten Sonntage im Juli aber ließ er von der Kanzel herab eine gelinde Warnung ergehen, sich keine lärmenden Besuche seines Waldes zuschulden kommen zu lassen, und konsti-

[1] Name einer Sekte, die dem Bibellesen huldigt und in religiöse Ekstase verfällt.

tuierte sich dann selbst als Polizeiwache gegenüber den Erdbeerweibern und Heidelbeerbuben.

Allein in dem „Kampf um das Elen" war der Sieg nicht so leicht gewonnen, und hatte er auch den ganzen Sommer seinen Elenstand gehabt, hatte er die Tiere sich auch frei unter seine Kühe und Ochsen mischen sehen und sich derart an ihren Anblick gewöhnt, als ob sie schon in seinem Viehhof stünden, oder in seinem Kochtopf lägen, so konnte es dennoch, wenn der große Tag erschien, nur zu leicht geschehen, das der nächstbeste unternehmende Insulaner das Hochwild auf sein eigenes Gebiet lockte oder es in die See trieb, wo es dann auf den Kobben jedermanns gute Prise war.

Im Vorjahre, da wars dem Pfarrer ganz wunderbar geraten. Die Elche waren gekommen und zeigten sich gar wenig scheu, denn der Winter war hart gewesen. Bis hinter den Umzäunungen wagten sie sich vor und naschten vom Frühjahrsroggen, aber das tat dem Jägerherzen des Alten wohl.

„Eßt ihr mein Brod, so esse ich euer Fleisch," sagte er zu seinem Weibe, dem es um die Gottesgabe leid tat.

So war der elfte August angebrochen, und der Pastor weihte den sonnigen Tag damit ein, die Hakenbüchse mit seinem englischen Pulver zu laden und die Kugel in den Lauf zu stecken.

Die Alte nahm das Küchenmesser unter die Schürze, den Eimer in die Hand, und so begab man sich in den Wald. Nun wurde es ein für allemal so gehalten, daß die Frau und der Pastor sich beim Gatter trennten, hernach das Vieh, das sie an der Gangart, wie den Hasen am Lauf erkannten, zusammenläuteten, und die Frau, nachdem sie das Gattertor weit aufgetan, es mit „Hohoo! Hohoo!" und „Hop-hop-hop-hop!" hereinlockte.

Es hatte mehrere Wochen ununterbrochen geregnet, so daß die Elche drinnen im Forste im Moraſt gestanden hatten. Indessen heiterte sich das Wetter auf, und im Birkenhage spielten die Sonnenlichter wie grüne Flämmchen. Der Pastor war in den vom Haselgebüsch überschatteten Drog getreten, in dessen aufgeweichtem, lehmigem Boden die Räder Geleise, scharf wie Eisenbahnschienen, eingeschnitten hatten, und eben wollte er nachsehen, ob das Zündhütchen von den herabfallenden Tropfen nicht feucht geworden, als er es im Gebüsch knistern hörte. Die Ohren des Pastors legten sich nach hinten, die Augen standen ihm wie Zinnknöpfe im Kopfe, und auf

den Zehen auftretend, die Achseln in die Höhe gezogen, als wollte er sich erheben und fliegen, schlüpfte er ins Dickicht.

Und da stand er nun von Angesicht zu Angesicht dem leibhaften Elchbullen gegenüber, der, den Hals zu dem Gezweige einer Esche emporgereckt, mit der langen Oberlefze das zitternde Laub herunterholte.

Paff! — — knallte der Schuß; — — das Blei drang ins Rückgrat, just an der Stelle, wo es hinein sollte. Der Koloß brach zusammen, wie wenn man aus einem Skelett die Eisenbänder entfernt hätte, und aus wars.

Das hatte der Pastor schon so im Griff, auf den Rücken zu zielen. Gewagt war der Schuß, traf er aber, so wars ein sicheres Schlachten. Das Tier von einer anderen Seite anzuschießen, das dünkte ihm rechte Narretei. Meilenweit konnte es da noch mit dem Blei im Leibe laufen.

Der Jäger mußte indes gefunden haben, daß die Sache diesmal doch gar zu überstürzt vonstatten gegangen sei, und der Schuß am Ende für die Jagdchronik des Jahres kein rechtes Thema abgeben möchte, denn er sah ganz enttäuscht drein, während das Opfer sich im Todeskampf überschlug. Als jedoch alles stille geworden war, ermannte er sich und rief der Alten, und da er nicht sofort Antwort erhielt und fürchtete, das Fleisch könnte Schaden nehmen, wenn das Blut nicht abliefe, holte er sein Taschenmesser hervor und durchschnitt die Pulsader, die er umkniff, als das Blut herausspritzte. Dann rief er aufs neue und drehte die Ader, die sich wie ein Wurm in die Wunde gekrüllt hatte, wieder auf, um noch einmal nachzusehen, ob das Blut nicht geronnen sei.

Da endlich kam die Frau mit dem Messer und dem Eimer.

„Das ist ein Kerl!" sagte der Pastor mit erkünstelter Gleichgültigkeit.

„Das größte Prachtstück unter allen, mein ich! Und wie geschwind du warst!"

„Hast denn die anderen gesehen?"

„O Jesses, ja! Wie die Dragoner sind sie aufs Gatter zugestürzt gekommen, haben aber dann kehrt gemacht und sind in die See. So hats doch jetzt ein Ende mit dem Neid."

Und nun griff die Frau zum Messer, und der Eimer füllte sich mit dem rötesten Blut, das wie Met schäumte, während der Pastor

mit aufgeschürzten Hemdärmeln im Halse des dampfenden Tieres wühlte. Darauf wurde es von weltlichen Hilfskräften eingebracht, was zu einer Unzahl von Branntwein — Kaffees, und zu einem Schmausen der Nieren und Kaldaunen, der Lunge und Leber durch volle acht Tage führte.

So war es im verflossenen Jahr gewesen. Nun, am zehnten August, sitzt der Pastor in der Vorlaube und putzt seine Büchse, während die Pastorin im Gärtchen Schoten aushülst.

Da knarrte es auf dem Kiesweg, und der Waldhüter des Barons auf Stora-Sätra kam daher, in der einen Hand die Mütze, an der anderen eine Koppel von drei Spürhunden.

„Guten Tag, Eklund; was bringt Ihr?" grüßte Pastor Norström.

„Ja, Herr Pastor, der Herr Baron lassen sich empfehlen und fragen, ob Seine Königliche Hoheit nicht morgen hier im Walde auf Elche jagen könnten. Der Elenstand des Herrn Barons, der ist verwichene Nacht durchgegangen, und nun liegt der Prinz mit seinem Dampfer vor Dalarö und wartet auf die Jagd, zu der er gebeten worden."

Der Pastor kratzte sich den Kopf, die Frau Pastorin aber, die den Vorschlag mit angehört, erwiderte:

„Das geht nicht an, Erik, hier nein zu sagen. Am besten, du sagst gleich ja."

„Freilich, freilich wird es am besten sein," stimmte der Pastor bei, und damit war die Sache im Hauptpunkte erledigt.

„Aber sag, Eklund, könnte ich mich nicht an der Jagd beteiligen? Je mehr Mann, je mehr Glück," wehrte sich der Pastor, solange als möglich seinen Fleischtopf verteidigend.

„Ja, gehen täts freilich. Aber ich will dem Herrn Pastor nur das eine sagen, denn ich kenne das. Ob man nun mitkommt oder nicht, es ist immer der Baron, der die Schützen aufstellt. Und da doch einmal der Prinz den Schuß haben soll, so sind die anderen nur grad wie zum Narren gehalten, und das kann doch kein Vergnügen sein."

„Nein, da hast du recht. Hab auch nicht Lust, unter den Fehlschießenden aufgezählt zu werden, wenns nachher ins Blatt kommt."

„Aber sag einmal, Eklund," griff jetzt die Pastorin wieder ein, „man wird doch hoffentlich bei so einer Gelegenheit nicht so ganz leer ausgehen? Denn seht, es handelt sich da für uns um das

Herbstfleisch, und könnt Ihr das dem Baron geschickt beibringen, so solls Euer Schaden nicht sein."

„Still du!" mahnte der Pastor ab.

„Ja, sehen Sie, Frau, da bin ich meiner Sache ganz gewiß, daß der Herr Pastor es nicht umsonst tun soll. Das ist doch eine alte Sache, daß gentile Leute nichts annehmen, ohne es wieder gleich zu machen; und wenn ich nicht irre, kriegte voriges Jahr der Länsmann eine goldene Uhr mit Petschaften, die an die tausend Kronen wert gewesen sein muß."

Tausend Kronen summte es dem Pastor im Ohr, als er nach dem Fortgehen des Jägers nachdenklich in seine Kammer trat und die Büchse an die Wand hing; tausend Kronen, zischelte es im Ohr der Pastorin, als sie in die Küche ging, die Schotenerbsen zuzusetzen. Und die goldenen Träume begannen zu wachsen und wechselnde Formen anzunehmen, den Einbildungen schossen mächtige Möwenschwingen an, mit denen sie sich in die Lüfte erhoben, die voll Gold und Ehren hingen.

Und als man sich zu Tische gesetzt und der Pastor das dritte Gläschen Schnaps zu sich genommen, da hatte die goldene Uhr sich in ein Regalpastorat verwandelt.

„Ja siehst du, Karoline, die Wege des Herrn sind unergründlich," verkündete Pastor Norström, von dem man nicht eben behaupten konnte, daß er den Namen des Herrn vergeblich auszusprechen pflege. „Die man darniedergetreten, können auch rasend schnell erhöht werden; und was meine Begabung anbelangt, wer weiß, ob es nicht bloß an dem rechten Verständnis für sie fehlte! Hm!"

„Aufrichtig gesagt, sehe ich nicht ein, warum du, Erik, nicht gerade so gut deinen hundert Tonnen Landes solltest vorstehen können, wie nur irgendeiner von diesen Lesern, die ihr Lebtag keinen Pflug in der Hand gehabt haben und nichts tun, als Versammlungen besuchen . . ."

„Ja, ja, aber das ist wieder ein ganz anderer Standpunkt, Karoline," unterbrach der Pastor, der mehr Vorliebe für eine verblümte Ausdrucksweise hatte, „ein ganz anderer Standpunkt."

Unterdessen war der große Tag, dem sämtliche Bewohner der Pfarrinsel mit großer Spannung entgegensahen, angebrochen, und gegen elf wurde das Erscheinen des königlichen Dampfers im Fjord

signalisiert. Pastor Norström hatte Toilette gemacht und begab sich nun in seinem Paraderock zur Landungsbrücke hinab, um die Gäste zu empfangen. Allein schon fand er die Leser, mit dem Schullehrer an der Spitze, dort aufgestellt. Sie hatten sozusagen Wind davon bekommen, daß der Hof auf seine Art fromm wäre, und hielten sich deshalb bereit, mit etwas Carabia vom allerbesten des Stiftes aufzuwarten.

Der Dampfer aber legte nicht hier, sondern draußen bei den Fischgründen an, und unmittelbar darauf wurde ein Boot abgelassen, das geradeaus auf den schwarzgekleideten Geistlichen, vor dem die Bemannung mit den Rudern salutierte, losgesteuert kam. Ein Adjutant in Marineuniform sprang ans Land, grüßte artig und lud den Pastor ein, an dem Frühstücke an Bord, welches der Jagd vorausgehen sollte, teilzunehmen. Diese war nicht vor vier Uhr, der Zeit, um welche die Elentiere den Stand verließen, anberaumt. Der Schullehrer, der den Ankömmling für den Prinzen selbst hielt, gab den Ton an, worauf alle zugleich etwas, das ein Gesang sein sollte, anstimmten. Allein der Leutnant gebot ihnen sofort mit der Hand Schweigen und schrie aus vollem Halse:

„Keinerlei Aufsehen am Lande, hat Seine Königliche Hoheit befohlen! Begreift Ihr denn nicht, daß man sich stille halten soll, wenn Seine Königliche Hoheit hierher kommt, um zu jagen?"

Der Chor löste sich in einen gellenden Akkord auf, der weit über die Bucht hin hallte und die Elche leicht in die See hätte scheuchen können. Wen aber der Triumph über die unbarmherzige Majorität am Strande mit Frohlocken erfüllte, das war Pastor Norström. In seiner Eigenschaft als einer der verhältnismäßig Aufgeklärten hatte er nämlich viel auszustehen von der Tyrannei der Leser, denen, seit sie oben einen Halt zu haben glaubten, der Kamm geschwollen war.

Die Frommen hinwiederum zogen nun an die Landspitze hinaus, und den Dampfer mit seinen Passagieren als eine Art Bethelschiff aus ihrer Hürde betrachtend, setzten sie sich auf die Steine am Strande, um aufzupassen, was da kommen würde, das fromme Gemüt voll Verdruß, den „Freidenker" Norström an einem großen Tische Platz nehmen und ihn in Gesellschaft der Offiziere aus Schüsseln und Bouteillen traktiert zu sehen.

„Das sind keine Kinder Gottes, die da!" bemerkte der Schullehrer, sich an Kirchenvorstehers Anna wendend.

„Nein, das sieht man wohl," erwiderte Anna, indem sie an einem Grashalm saugte, um sich der Illusion, etwas Gutes zu essen, hinzugeben.

Die Pfropfen knallten und die Teller klapperten durch volle zwei Stunden. Die Kinder Gottes verloren gleichwohl nicht die Geduld. Sie bewachten entschlossen die Brücke, die der Prinz passieren mußte, um ihn zu einer Teestunde mit höherer Wissenschaft zu bitten, einer Einladung, der er sicherlich nicht zu widerstehen vermöchte.

Als sie dann endlich die Flintenläufe im Sonnenschein blitzen sahen, die Jagdkoppel klirren hörten und die Boote ausgesetzt wurden, stürzten sie auf die Brücke hinab und bildeten eine Hecke. Doch als die Ruder noch kaum recht ins Wasser gekommen waren, lavierte die Flottille um die Landspitze herum, nach der anderen Seite der Wiek hinüber, und verschwand hinter dem hohen Schilf, während die auf der Brücke harrenden Gotteskinder ihrer Mißbilligung in Ausdrücken Luft machten, die nicht so sehr Glückwünsche, als ein vollgerütteltes Maß des Gegenteils bargen.

Indessen war vorläufig nichts weiter zu machen, und die Gruppen zerstreuten sich.

Eine Weile darauf brach der Spektakel im Pfarrwalde los. Hunde bellten, Signalhörner schmetterten und Schüsse krachten. Es ging wie ein Orkan vorüber, und binnen einer Stunde war alles abgetan. Die Boote kamen hinter dem Schilf wieder zum Vorschein, und das erste derselben war mit einem gewaltigen Elchbullen, dessen Hörner Laubgewinde umkränzten, beladen.

Die Gotteskinder, die nunmehr den Befehl, sich stille zu halten, für kassiert erachteten, versammelten sich aufs neue an der Landspitze und legten weit eher Neugierde und Verlangen, sich bemerkbar zu machen, an den Tag, als daß es ihnen darum zu tun schien, Rettungsarbeiten an den Seelen zu verrichten. Und nun sie Punschflaschen entkorken sahen und Hurrarufe und Signale vernahmen, erachteten sie den Augenblick zu einem Einschreiten von ihrer Seite für günstig. Der Schulmeister intonierte „Süßer Jesus", und der ganze Chor fiel ein. Noch aber hatten sie nicht viele Takte gesungen, als schon die Ungläubigen auf dem Dampfer mit dem von sechs

Kanonieren geblasenen Boccacciomarsche antworteten. Und nun durchschnitten sich Rhythmen und Harmonien und kämpften wie Engel und Teufel in der Luft, bis das Echo der Gestade Freund und Feind in einer einzigen Tonschwingung vermengte, um über die Fjorde dahinrollend sich an den letzten Schären, einer Woge gleich, zu brechen und dahinzusterben. Der Zweikampf währte bis zur Dämmerung. Da endlich wurde der Pastor ans Land gesetzt, der Dampfer lichtete die Anker, ließ noch einige Raketen aufsteigen und war alsbald in der Dunkelheit verschwunden.

Als Pastor Norström zu seiner Alten heimkam, hatte sie Licht angezündet und erwartete ihn voll Unruhe in der Stube.

„Na also, was hast du bekommen?" fragte sie, ohne ihre Neugierde zu verbergen.

„Ja, wenn ich das alles sagen könnte!" erwiderte der Pastor, der in der Erinnerung alle die Leckerbissen der Tafel vor sich auftauchen sah. „Nierenbraten und Spargel und . . ."

„Daß du dirs gütlich getan hast, während ich allein zu Hause saß, weiß ich schon so . . ."

„Du! Ja, bist denn du Pastor, hast du einen Elenwald? Mitjagen kannst du nicht, beim Jagddiner aber, da hättest du wohl mithalten sollen, nicht?"

„Nun ja, versteht sich. Natürlich nicht!"

„Gewiß ist das natürlich, daß wer kein Pastorat und keinen Elenstand hat, auch nichts bei einem Elendiner zu tun hat. Siehst du das nicht ein, Karoline? Jetzt wollen wir aber einmal sehen, was ich da in der Tasche mitbringe!"

Karoline ließ ihre Logik im Stich und schob das Licht näher, neugierig, was das braune Chagrinetui, das der Pastor mit einem kleinen Klaps, als ob er Trumpf schlüge, auf den Tisch hinpflanzte, enthalten würde.

Auf violettem Samt lag, in einen Ausschnitt eingepaßt, eine Tabaksdose, die sich schimmernd abhob, wie der Kelch vom österlichen Meßgewande.

„Gold?"

„Glaubst du?"

Der Pastor nahm die Kostbarkeit in die Hand, drückte den Deckel auf und untersuchte, die Brille auf die Stirne hinaufschiebend, den Punzen.

„Silber!"

„Geschenktem Gaul soll man wohl nicht ins Maul schauen; aber das ist streng genommen kein Geschenk . . ."

„Und auch kein Gaul, aber Silber ists," sagte die Alte und ging die Schnellwage holen.

Sie nahm hierauf ihren Eierkocher, steckte das Kleinod hinein, hing alles miteinander am Haken auf und las nun ab:

„Ja du, eine viertel Mark, macht soviel wie acht Lot, eine Kleinigkeit darüber. Ein hübsches Geschäft das. Weißt du, was du dafür bekommst?"

„Nein!" antwortete der Pastor etwas kleinlaut.

„Zwölf Kronen, nichts mehr. Arbeit und Vergoldung werden nicht gerechnet, wenn man verkauft, nur wenn man kauft!"

Pastor Norström sah recht niedergeschlagen drein. Zwölf Kronen für das Elen! Dabei um das ganze Vergnügen gebracht, die Aufregung, das Schlachten. Vor allem aber kein Fleisch, keine Leber-, keine Blutwürste.

„Achtundsechzig Kronen reinen Verlusts!" tröstete die Alte, die wenigstens die behagliche Verdauung nach dem feinen Diner, daran sie keinen Teil gehabt, gestört wissen wollte. „Aber so gehts, wenn man sich mit den Großen einläßt! Kannst jetzt den ganzen Winter dasitzen und mit gesalzenem Strömling vorlieb nehmen, dafür aber dich in der Erinnerung an deinen Nierenbraten letzen, bis dir das Wasser im Mund zusammenläuft. Und das Pastorat! Was ists mit dem?"

„Still, Karoline! Still!" ermahnte der Pastor, ging ins andere Zimmer und legte sich zu Bett.

Bei der nächsten Botenfahrt ließ sich der Pastor ein Pfund Rapee kommen, um seine Dose damit zu füllen, und doch wenigstens den Vorteil zu haben, mit dem Kleinod prunken zu können. Und er schnupfte mit dem Länsmanne und den Kirchenvorstehern, mit dem Häger und dem Inspektor und wollte schließlich sogar mit dem Schullehrer schnupfen, der aber dankend ablehnte, er schnupfe nicht.

So ging es bis nach Weihnachten fort, und manches Scheltwort von der Frau mußte er über die übel zugerichteten Taschentücher hinnehmen; aber als das Neujahr kam, da hieß es, sich von der Dose trennen.

Dreizehn Kronen fünfzig erhielt er für sie in der Vesterlånggatan, „also ein reiner Profit von 1,50!" sagte er sich, als er im „Stern" ein kleines Frühstück zu sich nahm.

Nachher aber mußte er auch bis Ostern von nichts als Strömlingen leben! Ja, mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen!

Ein Verbrecher

Es war ein kalter Maitag, und die Fliederbüsche hingen voll Schnee. Eine gewisse Verstimmung in der Natur, eine Umkehrung der Ordnung, so daß die Lerche vergebens nach ihrem verschneiten Nest in der Herbstsaat suchte und der Fischadler in der frischzugefrorenen Bucht den Hecht nicht zu erspähen vermochte.

Auch die Menschen, die zum Schulhause, wo Gericht gehalten werden sollte, gerudert und gesegelt kamen, auch sie hatten etwas Bestürztes in den Mienen. Es war eben ein ungewöhnlicher Fall, der verhandelt werden sollte, wenigstens für die Gegend, in der ein Mord zu den Seltenheiten gehörte.

Der Angeklagte war der ehemalige Zollrevisor Andreas Ek, der vor kurzem sein Weib unter besonders empörenden Umständen umgebracht hatte. Als jetzt der Gefangenwärter vor dem Schulhause mit dem Verbrecher angefahren kam, entstand denn auch ein Murren unter dem Volk, ein unwilligeres natürlich auf Seite der Frauen, ein dumpferes unter den Männern.

Der Richter, ein junger Substitut, dem die Mär von der unterdrückten Sklavin im Kopfe spukte, und der obendrein sich in voller Unkenntnis über die abergläubische Verehrung befand, mit welcher die Landbevölkerung das Weib, sobald es nur Mutter und Gattin geworden ist, umgibt, war mit seinem Urteil von vornherein fertig und wollte die Gelegenheit benützen, ein Exempel zu statuieren. Dabei konnte man im neuen Frack sich auf das vorteilhafteste ausnehmen. Er bekam vielleicht Gratulationstelegramme und wurde im Kreisblatt lobend besprochen. Allein er hatte auch eine Ahnung von dem strafgerichtlichen Verfahren, wie es sich in jüngster Zeit in den großen Kulturländern entwickelt hat, und da dies „sein erster Mord" war, wollte er es mit neuen, bisher unerprobten Mitteln versuchen, ein umfassendes Geständnis zu erlangen und die Beweisführung zu einer unanfechtbaren zu gestalten.

Zu diesem Zweck hatte er die Leiche der Ermordeten im Sarg, sowie ihre Kleider und ihre Photographie herbeischaffen lassen. Das Boot, in dem der Mord geschehen, war zum Schulgebäude hinaufgezogen worden, und die Kette, womit der Mörder seinem Opfer den Brustkorb zerschmettert hatte — dies die Todesart — lag auf dem Richtertisch. Zu den Verhören während der Untersuchungs-

haft hatte er eigens einen berühmten Arzt zugezogen, damit er sein Gutachten darüber abgebe, ob sich an dem Angeklagten ein Verbrechertypus nachweisen lasse oder nicht. Aus den Kirchenbüchern waren sämtliche biographische Daten, nicht nur über den Verbrecher selbst, sondern auch über dessen Vorfahren und nächste Anverwandte ausgezogen und im Zollamt bei Vorgesetzten, Untergebenen und Kameraden Erhebungen angestellt worden — kurz alles war so trefflich angeordnet, daß man diesmal mit sozusagen ruhiger Zuversicht ein gewissenhaftes, aufgeklärtes Urteil erwarten konnte. Schade nur, daß es dem Richter dabei nicht so sehr um die Erforschung der Ursachen des Verbrechens und die sich möglicherweise aus ihnen ergebenden mildernden Umstände zu tun war, als umgekehrt darum, ein Exempel zu statuieren. Er ging also mit der vorgefaßten Meinung zu Werke, daß sich keine mildernden Umstände fänden oder finden sollten.

Jetzt wurde der Gerichtssaal geöffnet und das Volk unter der Aufsicht des Kronvogts und des Polizeibeamten eingelassen. Der Richter hatte vor seinem Pult Platz genommen, an den unten befindlichen kleinen Tischen saßen der Protokollführer und der Stenograph; zur Linken die zwölf Geschworenen, rechts der Provinzialarzt, der Pastor und der Kronvogt. Nachdem die Geschworenen den Eid geleistet hatten, wurde der Angeklagte vorgeführt.

Das Publikum hob sich auf die Zehen, und die Beisitzer streckten die Hälse vor, um den Mörder besser betrachten zu können.

Es war ein kleiner, untersetzter Mann mit spärlichem schwarzen Backenbarte, der, hinter den Kinnbacken hervorkommend, um das Kinn einen Halbkranz bildete. Das Haar war lang, unterhalb des Nackens gewellt und fiel in Ringeln wie die bei Theaterleuten übliche Nackenfranse über den Rockkragen herab. Das Gesicht hatte etwas Derbfrisches und paßte nicht zu Haar und Bart, so daß der Mann maskiert aussah. Mund, Nase, Augen und Ohren standen allerdings etwas scharf voneinander ab wie bei niederer entwickelten Individuen, bei denen sich noch keine rechte Harmonie der Sinnesorgane auszubilden vermochte, doch trat kein Teil unregelmäßig auf Kosten des anderen hervor. Die Augen lagen tief, als wären sie seit langem nicht nach außen hin tätig gewesen und hätten sich nach innen gekehrt, um nicht sehen zu müssen. Über die Augenwölbungen aber hatten sich jene bezeichnenden flügelförmigen Falten

gelegt, die eine Folge der Beschäftigung mit qualvollen Gedanken oder steten peinigenden Anstrengungen zu sein pflegen, um etwa eine fremde Sprache, die Rede von Kindern, unbegreifliche Dinge zu verstehen. Die Stirn war normal, im Verhältnis zum Antlitz weder zu niedrig noch zu hoch, wie überhaupt nichts in dem Äußeren des Mannes auf einen schlecht proportionierten menschlichen Organismus hinwies.

Der Angeklagte blickte weder die Versammlung noch die Richter an. Sein Auge suchte sofort an den Mauern des Raumes einen Punkt, bei dem es verweilen könnte, und blieb, nachdem es eine Weile prüfend über die Wandflächen geirrt war, auf einem bunten Kupfer, das die Menschenrassen darstellte, haften.

Als Stille eingetreten war, begann der Richter den ersten Polizeibericht zu verlesen, der ungefähr folgenden Wortlaut hatte:

„Sonntag den 7. Mai abends 8 Uhr landete der vormalige Zollrevisor Andreas Ek, aus Brandskär gebürtig, bei der Polizeimannschaft auf Ingarö und gab, nachdem er eine Unterredung mit dem Länsmanne gefordert hatte, an, sein Weib unter folgenden Umständen ermordet zu haben. Die Eheleute, die am Nachmittag hinausgerudert waren, um Flundernetze auszulegen, seien in Streit geraten, worauf Ek seine Frau ins Wasser gestoßen und, als sie wieder auftauchte, so lange mit der Kette über Brust und Rücken geschlagen habe, bis sie den Geist aufgab. Nun habe er, eigener Angabe zufolge, die Leiche ins Boot gezogen, sei heimgerudert, habe den toten, schwer mißhandelten Körper zur Latrine getragen oder geschleppt und den zerfleischten Leichnam nach weiteren Mißhandlungen dort hineingepfercht. Sobald dies geschehen war, habe er wieder sein Boot bestiegen, um den Länsmann aufzusuchen und sein Verbrechen anzuzeigen.

Bei der am Orte der Tat vorgenommenen Untersuchung habe sich nun der Länsmann von der Wahrheit der von dem Angeklagten betreffs der Mißhandlung und des Fundortes der Leiche gemachten Angaben überzeugen können, wie auch die bei den Nachbarn gepflogenen Erhebungen dartaten, daß das Boot mit den beiden Eheleuten beim Fischfang zur angegebenen Zeit gesehen worden sei. Ein Zweifel, daß der Mörder freiwillig den Vorsatz gefaßt habe, sich anzuzeigen, werde dadurch ausgeschlossen, daß die zwischen der Verübung des Mordes und der Ankunft Eks beim

Länsmann verflossene Zeitdauer ungefähr stimme. Sonach liege kein Grund zu der Annahme vor, die Entdeckung der Tat und die Angst vor einer Anzeige hätten ihn getrieben, sich selbst anzugeben, um so eine mildere Strafe zu erwirken, einer Annahme, die um so unstatthafter erscheine, als bisher kein Zeuge der Tat habe ermittelt werden können."

Nach Verlesung dieses Berichtes wendete sich der Richter an den Angeklagten und fragte, gleichsam nur der Form halber:

„Erkennst du diese Aussage des königlichen Länsmanns als wahr an?"

Worauf der Mörder kurz und bestimmt:

„Ja," antwortete.

„In allen Punkten?" wiederholte der Richter.

„In allen," erwiderte Ek.

„Nun sagt aber das Gesetz," fuhr der Richter fort, „eine bekannte, d. h. gestandene Sache ist so gut wie bewiesen, wenn anders der Angeklagte das gesetzliche Alter erreicht hat und nicht wahnsinnig ist, auch dem Gerichte das Geständnis freiwillig macht, ohne durch Einschüchterung, Peinigung oder falsche Vorspieglung dazu verleitet zu sein. Daß Ek nicht wahnsinnig ist, noch der Kategorie jener Individuen angehört, welche die neuere Wissenschaft vermöge organischer Fehler zu Handlungen, die als Verbrechen gelten, prädestiniert oder denselben leichter verfallen betrachtet, geht aus dem Gutachten des Medizinalrates hervor, das folgendermaßen lautet:

‚Der vormalige Zollrevisor Andreas Ek, siebenundvierzig Jahre alt, aus Brandskär gebürtig, ist bei der darüber vorgenommenen Untersuchung, ob er dem von der Wissenschaft festgestellten niederen Menschentypus der sogenannten Verbrecher oder Schwachsinnigen zuzuzählen sei, als der genannten Kategorie nicht angehörig befunden worden, und zwar, weil sein Kranium keinerlei Asymmetrie oder Mißbildung aufweist, seine Sinne vollkommen normal sind, weder seine Augen von Strabismus (Schiefäugigkeit) noch von Daltonismus (Farbenblindheit) affiziert erscheinen und ebenso auch sein Gehör-, Geruch- und Geschmackssinn keinerlei Mängel zeigen. Nicht minder wurden sämtliche körperliche und seelische Funktionen vollständig normal befunden, mithin Umstände, die sich dem Urteile des Arztes entziehen, die verbrecherische Handlung, deren er angeklagt ist, veranlaßten. Datum usw.'

Wir müssen demnach den Mord als mit freiem Vorsatz begangen betrachten, und da das Verbrechen an der Ehegattin verübt worden ist, was einen erschwerenden Umstand bildet, müßte auf Todesstrafe erkannt werden.

Niemand jedoch, besagt der oben angezogene Paragraph des Gesetzes ferner, darf bei Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen, auf das eigene Geständnis hin verurteilt werden, es ergäben sich denn solche Umstände, daß der Mörder seine Tat angezeigt, sein Verbrechen bekannt hat, daß der königliche Länsmann bei der Aufnahme des Tatbestandes die Leiche in der angegebenen Weise mißhandelt und beiseite geschafft fand, — können diese Umstände als solche betrachtet werden, die das Geständnis erhärten?"

Der Richter hatte die Frage gleichsam sich selbst vorgelegt, hatte das Wort doch nur er und das Geschworenenkollegium, das jedoch keinen Gebrauch davon zu machen pflegte. Er erwartete auch keine Antwort, obwohl einer der Beisitzer, der den Verhandlungen mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, das Haupt erhob und den Mund spitzte, als ob er etwas sagen wollte, sich dann aber zu warten entschloß.

Der Doktor hatte die ganze Zeit eine vergilbte, mit Ölflecken beschmutzte Photographie der Ermordeten, die er zwischen den Fingern hielt, betrachtet und hie und da dem aufmerksamen Geschworenen einen langen Blick zugesendet.

Da erhob sich der Pastor und ging zum Richter hin, um ihm etwas ins Ohr zu raunen, was dieser wider sonstige Gepflogenheit geschehen ließ. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und setzte dann seine Rede fort: „Die angeführten Umstände scheinen allerdings für die Richtigkeit des Geständnisses zu bürgen; ein noch sprechenderes Zeugnis würde jedoch ein noch so geringes Zeichen von Reue sein, denn wohl nie noch sah man ..."

Hier winkte der Geschworene dem Arzt mit den Augen, als dämmerte es in seinem Gehirn, und der Richter, der den Blick aufgefangen hatte, brachte den Nachsatz etwas gezwungen heraus:

„— wohl nie noch sah man, daß jemand, der einen Mord, und sei es auch mit vollem Vorbedacht, begangen, nach dessen Verübung nicht doch ein sehr natürliches Gefühl von Reue über die Handlung empfunden hätte, mochte dieses auch einzig und allein auf die Furcht vor den Folgen zurückzuführen sein. Darum, Ek, frage ich

dich auf Ehre und Gewissen — eines Eides bedarf es nicht: bereust du deine Missetat?"

Der Mörder entgegnete, ohne die Augen von dem ethnographischen Farbendrucke abzuwenden, mit voller Bestimmtheit:

„Nein!"

Ein schwaches Geräusch, das mehr von leisem Scharren mit den Füßen, dem Rascheln der Kleider, tieferen Atemzügen, als von wirklichen halb unterdrückten Worten herrührte, entstand im Saal.

„Aber", nahm der Richter wieder das Wort, „du wünschest sie wohl ungeschehen?"

Ek hatte sich kaum zwei Sekunden bedacht, als er erwiderte:

„Nein! Und wäre sie ungeschehen, es würde doch nicht lange dauern, bis ich sie beginge!"

„Du bist also, was wir einen verstockten Verbrecher nennen, Ek," wendete der Richter, nicht ohne eine gewisse Ungeduld, ein, „doch (hier nickte der Pastor) wir wollen sehen, ob nicht vielleicht der Anblick des gemordeten Opfers die schlummernden Gefühle von Recht und Unrecht, die in jedes Menschen Brust wohnen, wenn er nicht zu der niedersten Stufe des Tieres herabgesunken ist, zu wecken vermag."

Der Richter gab dem Länsmann ein Zeichen, worauf sich dieser, gefolgt von sechs Männern, entfernte.

Einen Augenblick trat Stille im Saal ein, währenddessen der Richter sich an den Pastor wendete und mit ihm flüsterte.

Nicht lange, so öffnete sich die Tür, der Länsmann trat ein und bahnte den sechs Männern, die den Sarg mit der Ermordeten trugen, einen Weg durch den Volkshaufen. Unten vor der Tribüne, wo, vom Gendarm bewacht, der Gefangene stand, setzten sie den Sarg ab.

Der Deckel wurde abgehoben und die Leiche bloßgelegt, wobei ein furchtbarer Gestank wie von ranziger Butter und Karbolsäure sich im Saale verbreitete. Der Arzt erhob sich auf den Zehen und schien das Original mit der Photographie, die er in der Hand hielt, zu vergleichen. Der Pastor rückte sich den Halskragen zurecht und erhob sich, um zu sprechen, während der Mörder seine Blicke eigensinnig auf den farbigen Druck geheftet hielt und der aufmerksame Geschworene sich anschickte, sich mit Bleistift auf einem Stückchen Papier Notizen zu machen.

„Andreas Ek," begann der Geistliche, „du stehst hier an einer Totenbahre, die dein eigenes Werk ist. Du siehst hier die Überreste des Weibes, das du einst in Freud und Leid zu lieben geschworen. Wie hast du deinen Schwur gehalten? Wie hast du dein Versprechen erfüllt? Betrachte diese Staubhülle, der einst eine Seele innewohnte, das Wesen, das sich dir opferte, sich dir hingab, deines Kindes Mutter war, das nun, im herannahenden Alter, der Trost deiner letzten Tage sein sollte. Hast du bedacht, daß dereinst die Stunde kommt, in der du ihr vor deinem Herrn und Gott gegenüberstehst, in der er dich fragen wird, wie du deinen Schwur gehalten, deine Pflichten erfüllt hast? Hast du bedacht, daß heute oder morgen dein fern in fremden Landen weilender Sohn heimkehren und vor dich hintreten kann, um dich mit tränenerstickter Stimme zu fragen: ‚Was hast du mit meiner Mutter getan?' Hast du das bedacht? Das hast du nicht, denn sonst hätte deine Hand sich nicht zur mörderischen Tat erhoben. Sieh sie an, betrachte sie und bekenne dann vor dieser christlichen Versammlung, daß du deine Handlung bereust, bekenne es laut und aufrichtigen Herzens, auf daß dich dein Verbrechen nicht unbußfertig der strafenden Hand des Herrn überantworte. Sieh sie an!" —

Der Angeklagte blickte sie nicht an, sondern bohrte die Augen in die Wand, indem er die Lider zusammenkniff.

„Sieh sie an!" befahl der Richter. Eine Bewegung des Gendarmen, bei der die Ketten zu klirren begannen, veranlaßte Ek, sich zur Leiche zu wenden. Er warf einen nach innen gekehrten Blick auf den Sarg, zog die Nasenflügel in die Höhe, als ob der Geruch ihm Unbehagen bereite, und spuckte dann, unwillkürlich, wie es schien, oder infolge einer Gewohnheit, die er nicht zu beherrschen vermochte, vor sich hin.

Ein Murren des Entsetzens und Abscheus, als ob sich alle selbst an Stelle der Verstorbenen und einem Leichenräuber preisgegeben sähen, ging durch den Saal, so daß der Richter die Hand erheben und dem Sturm gebieten mußte.

Hierauf ergriff er das Wort.

„Andreas Ek, ehe wir dazu schreiten, das Urteil, das kaum noch zweifelhaft ist, zu fällen, frage ich dich zum letztenmal: Bereust du deine Tat?"

„Nein!" erwiderte der Mörder, ebenso bestimmt wie die früheren Male.

„Weißt du, daß der Urteilsspruch auf Todesstrafe lautet?"

„Ja!"

„Und du fürchtest nicht, vor dem höchsten Richter zu erscheinen?"

„Nein, ich hoffe es zu dürfen."

Der Richter riß den Kneifer von den Augen und betrachtete den Mörder mit den durchdringenden Blicken des Kurzsichtigen.

„Hast du gar nichts zu deiner Verteidigung anzuführen?"

Der Mörder bedachte sich einen Augenblick; dann erwiderte er, mit einem Aufstoßen, gleichgültig, als käme es ja doch auf eins heraus:

„Nei—in!"

Da wendete sich der Richter an die Geschworenen und stellte an sie die Frage, ob zum Schluß des Verhörs und Fällung des Urteils ihre Zustimmung gegeben wird und ob sie die Beweisführung für erschöpft erachteten.

„Herr Oberlandrichter, ich verlange eine Beratschlagung," nahm der aufmerksame Geschworene das Wort.

Der Geistliche und der Arzt hatten sich eben erhoben, um den Saal zu verlassen, als der Richter das Wort ergriff.

„Gestattet die Geschworenenbank, mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Falles, dem Herrn Pastor und dem Herrn Provinzial-Medikus in der Eigenschaft von Beisitzern hier verbleiben zu dürfen?"

Die Geschworenen gaben ihre Zustimmung, und der Länsmann machte Anstalten, den Saal von Unbefugten zu räumen.

Als dies geschehen und Stille eingetreten war, wandte sich der Vorsitzende an den Geschworenen Olsson:

„Was haben Sie zu beantragen?"

Der weißhaarige Sechziger, Gerichtsbeisitzer seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre, Mitglied des Rechtsausschusses in der Kammer, Vertreter des ehemaligen „Bauernstandes", der nunmehrigen „Landmannspartei", erhob sich, den Kneifer schwingend, und ergriff das Wort:

„Herr Landrichter! meine Herren! Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich in diesem Strafprozesse, der mir von ganz ungewöhnlicher Beschaffenheit erscheint — und ich habe viele mitgemacht, einen derartigen aber noch nie —, mich den Anschauungen des Richters nicht

in allen Punkten anzuschließen vermag. Vor allem aber möchte ich von vornherein bemerken, daß meine Einwendungen gegen die Untersuchung nicht den Zweck haben, Milderungsgründe ausfindig zu machen. Die würden ja nur die Umwandlung der Todes- in eine Kerkerstrafe zur Folge haben, und nach allem, was zutage gekommen ist, scheint der Mörder selbst den Tod für eine gelindere Strafe zu halten als lebenslänglichen Kerker. Ebensowenig ist es meine Absicht, es glaubhaft erscheinen zu lassen, daß der Mörder keinen Mord begangen habe, was immerhin möglich wäre, indem nicht erwiesen worden ist, daß der Tod der Ermordeten nicht unvorsätzlich infolge der mit kaltem Blut begangenen Mißhandlungen herbeigeführt wurde, einem Verbrechen, welches bei besonders mildernden Umständen mit nur vier Jahren Strafarbeit abgebüßt werden kann. Das aber ist für einen siebenundvierzigjährigen Mann, der noch zwanzig, dreißig Jahre leben kann, nicht so gleichgültig. Was ich durch meinen Antrag allein erwirken möchte, ist die Aufnahme solcher mutmaßlicher Umstände ins Protokoll, die etwa geeignet sein könnten, das Andenken des Mörders vor unberechtigter Verunglimpfung zu schützen, denn das ist nicht ohne Bedeutung für den Sohn, der den Namen seines Vaters erbt und unter dem von ihm hinterlassenen Ruf zu leiden hat.

Zugleich möchte ich die Aufmerksamkeit auf einige Maßregeln des Prozeßverfahrens lenken, die wohl von dem Streben der Zeit nach größtmöglicher Genauigkeit des Verfahrens ins Leben gerufen worden sind, jedoch, wie ich glaube, — ohne daß ich deshalb den guten Willen des Herrn Vorsitzenden unterschätze — mehr dazu dienten, den Tatbestand des Verbrechens mit aller Sorgfalt festzustellen, als dessen Motive aufzudecken. Und man sollte doch meinen, daß die Beweggründe unserer Handlungen schwer ins Gewicht fallen müßten, wenn nicht in den Wagschalen des Rechtes, so doch in jenen der öffentlichen Meinung, was unter Umständen eine große Bedeutung haben kann."

„Sie erlauben," unterbrach der Richter den Geschworenen, und als dieser innehielt, hub er an: „Der Herr Geschworene möchte sonach, daß in den Handlungen der Ermordeten nach dem Beweggrunde zu dem Morde geforscht werde. Da indes ein Toter nicht klagbar ist, so betrachte ich den Einwand als unbefugt."

„Verzeihung! Ich habe gewiß nicht die Absicht, mich zum Sach-

walter aufzuwerfen, davon konnte sich der Herr Landrichter soeben überzeugen, als ich über gewisse schwache Punkte der Beweisführung hinwegging, möchte aber doch kurz erwidern, daß auch der Tote eine Rolle zu spielen vermag, so bei Verlassenschaftskonkursen und Erbschaftsverzichtleistungen. Indessen räume ich gern ein, daß eine Bezichtigung des Toten direkt oder indirekt nicht statthaft ist, da er sich nicht verteidigen kann und man von Toten nur Gutes aussagen soll. Worauf ich mich allein beschränke, ist das Ersuchen, dem Mörder — ich nenne ihn Mörder auf sein eigenes Geständnis hin, wiewohl die Beweise fehlen, ob er nicht bloß des Totschlages oder der Mißhandlung schuldig ist — folgende Fragen vorzulegen: Wie kam es dahin, daß der Angeklagte den Entschluß faßte, sein Eheweib zu ermorden?

Wann wurde dieser Entschluß zum ersten Male gefaßt? Aus welchem Grunde glaubt der Angeklagte zu diesem Entschluß gelangt zu sein? Wenn diese Fragen beantwortet sind, wünschte ich die Vernehmung von Zeugen, welche die Aussagen des Angeklagten zu entkräften oder zu erhärten in der Lage wären."

Der Richter rieb sich die Stirn, als wünschte er aus dem Kopf einige in den Denkmechanismus hineingeratene Sand- oder Staubkörner, die dessen Gang behinderten, zu entfernen. Darauf erwiderte er: „Wie dann, wenn die Beantwortung dieser Fragen auf die Verstorbene einen Schatten werfen sollte?"

„So fiele damit vielleicht etwas Licht auf den Mörder, der ja auch sterben soll, über den man nach seinem Tod doch auch gern etwas Gutes zu sagen wüßte; da man den Toten nun einmal nur Gutes nachsagen soll, deshalb bat ich auch, daß jene Fragen vorgelegt werden möchten."

Der Pastor machte Miene, ein Wort einwerfen zu wollen, und sein stummer Wunsch wurde bewilligt.

„In der menschlichen Natur liegt ein starker Trieb, Schuld von sich abzuwälzen. Der Mörder dürfte sonach den vorgelegten Fragen gegenüber nur zu begierig die Gelegenheit wahrnehmen, sie auf die Tote zu schieben, die sich nicht verteidigen kann, und die zu verteidigen wir deshalb als unsere Pflicht ansehen müssen."

Der Richter nahm wieder das Wort, trotzdem der Geschworene etwas erwidern zu wollen schien.

„Obgleich ich mich der Ansicht des Herrn Pastors anschließe, kann

ich doch dem Gesetze nach das Ansuchen des Geschworenen Olsson, die Frage vorzulegen, nicht zurückweisen, und um der Sache, die mir durchaus nicht dunkel erscheint, ein Ende zu machen, wollen wir daran gehen, noch an ein letztes Verhör zu schreiten."

Der Gerichtsdiener erhielt einen Wink, und der Mörder wurde, von der Volksmasse gefolgt, abermals vorgeführt.

Es ging nun gegen Mittag, und die Sonne schien grell in den Saal, hin und wieder von so dichten, jagenden Wolken verdeckt, daß der Raum in plötzliches Halbdunkel getaucht wurde. Die Menschen begannen müde und hungrig auszusehen, und selbst der Angeklagte schien das Ende herbeizuwünschen, so traurig sich dies auch gestalten mochte.

„Andreas Ek," hub der Richter von neuem an, „kannst du mir sagen, weshalb du dein Weib ermordetest?"

Ek dachte lange nach, endlich antwortete er:

„Nein, das kann ich nicht."

„Warum nicht? Weißt du es nicht, entsinnst du dich dessen nicht, oder willst du es nicht sagen?"

„Es ist schon so lange her."

„Meinst du, es sei schon so lange her, seitdem du den Entschluß faßtest?"

„Ja!"

„Wie lange warst du verheiratet?"

„Siebzehn Jahre."

„Wann entstand der Entschluß in dir, deine Frau zu töten?"

„Vor sechs Jahren."

„Wodurch entstand er?"

„Ich fing an sie zu hassen."

„Weshalb?"

„Das . . . kann man mich nicht zwingen, zu sagen."

„Jawohl, das kann man. Das Gesetz gestattet nicht, durch Folter das Geständnis zu erpressen, wenn jedoch halbe Beweise vorliegen, darf es der Richter mit schwerem Gefängnis versuchen."

„Ist das Gefängnis Tortur?"

„Du hast nur zu antworten, nicht zu fragen. Nun frage ich dich: Wie entstand dein Entschluß?"

„Das ist schwer zu sagen," erwiderte Ek, sich nach und nach besinnend. „Das kam so allmählich. Aber daran erinnere ich mich,

daß ich mich zuerst sehnte, sie los zu sein. Später nahm diese Sehnsucht zu, so daß, als wir vor fünf Jahren einmal zusammen bei der Dreschmühle des Nachbarn standen, mich ein Verlangen ankam, zuerst ihren Finger, dann ihren Arm, dann ihren Körper vom Rade ergriffen zu sehen, und mir war, als müßte ich auflachen, wenn ich sie so auf der anderen Seite, dünn wie ein Häring, herauskommen sähe. Aber ich wollte es nicht selber tun, wünschte nur sehnlichst, daß es geschehe. — So vergingen Jahre, und endlich begann ich mich danach zu sehnen, es selber zu tun. Ich betete zu Gott, mich von diesen Gedanken zu befreien, allein sie ließen nicht von mir ab. Allmählich überkamen sie mich immer stärker, bis sie mir wie ein dienstlicher Auftrag erschienen. Es mußte geschehen. Und immer klarer wurde mirs, Jahr um Jahr, bis mich der Gedanke nicht mehr losließ, wo ichs nicht täte, da hätt' ich etwas verabsäumt, das geschehen müsse. Um die Zeit wars, daß es langsam in mir reifte, ich müßte sie erschlagen und dann in die Latrine tragen — dort wollte ich sie haben — warum, das weiß ich nicht, mir schien nur, dort hätte sie zu sein! Und da tat ichs denn endlich und fand meinen Seelenfrieden wieder."

„Nun sag mir aber," stellte der Richter vorsichtig seine Frage, als fürchtete er die Antwort, „sag mir, was geschah vor sechs Jahren, daß du gerade damals den Entschluß zu fassen begannst?"

Der Mörder dachte einen Augenblick nach und antwortete dann: „Ich wüßte nicht, daß gerade in dem Jahre etwas Besonderes geschehen wäre."

Der Pastor, der in der Erwartung, der Mörder werde sich der Brücken, die man ihm gebaut hatte, bedienen, um die Schuld von sich abzuwälzen, die ganze Zeit voll Unruhe dagesessen hatte, atmete erleichtert auf, als sich die Untersuchung aus Mangel an Fragematerial erschöpfte, und der Richter, der schon allen Forderungen der Gerechtigkeit Genüge getan zu haben glaubte, wenn er nur die von den Geschworenen beantragten Fragen vorgelegt hätte, nahm die Gelegenheit wahr, die Verhandlung für geschlossen zu erklären und die Urteilsverkündigung für einen der Tage der kommenden Woche anzuberaumen.

Am Nachmittag desselben Tages saßen die Mitglieder des Gerichtes, darunter der Geschworene Olsson, im Pfarrhof, wo sie nach Tisch ihren Schwarzen tranken. Der Doktor und der Geschworene

hatten sich in eine Fensternische gesetzt und plauderten mit leiser Stimme, um von den anderen nicht gehört zu werden.

„Das ist jedenfalls merkwürdig," sagte der Geschworene, indem er die vergilbte Photographie der Ermordeten hin und her wendete. „Höchst eigentümlich berührt es mich, wenn ich dies Bild hier betrachte und mich dessen erinnere, was Sie, Herr Medizinalrat, über den sogenannten Verbrechertypus schrieben: unverhältnismäßig kleines Kranium, Schiefäugigkeit, Mangel an Symmetrie, die Ohren zu groß und abstehend. Und wissen Sie, Doktor, daß ich die Person im Leben kannte? Ja, Gott verzeih mirs, jetzt besinne ich mich erst; sie pflegte ja im Winter für meine Frau Webarbeiten zu fertigen, wobei sie die farbigen Garne stets falsch verwendete."

„Hörte sie auch schlecht?" fragte der Doktor mit lebhaftem Interesse.

„Ob es nun das oder etwas anderes gewesen — sicher ist, daß man nie eine Antwort erhielt, die auf die Frage paßte."

„So stimmt denn alles!" erhob der Doktor unwillkürlich die Stimme, sprang vom Stuhl auf und setzte sich wieder. Dann fuhr er flüsternd fort: „Sie, sie war der Verbrecher. Aber sagen Sie mir, was glauben Sie, das da draußen auf der Schäre vorgegangen ist? Was halten Sie von der Sache?"

„Ja, lieber Doktor, was die Menschen da draußen in der Abgeschiedenheit für ein Leben führen, ist nicht zu sagen, und siebzehn Jahre Ehe, so allein aufeinander angewiesen, das nimmt kein gutes Ende. Ich weiß von da draußen Dinge . . . ich weiß Dinge . . . ja, ja! Ists doch schon vorgekommen, daß sturmverschlagene Menschen einander fraßen, und von Verbrechen hat man gehört, die man in besserer Leute Gesellschaft gar nicht erwähnen kann und bei denen Gelegenheit und Umstände das meiste taten. Draußen auf den Felseninseln, da geschieht jedenfalls vieles, das gar nie an den Tag kommt, und sehen Sie, was hier vorgefallen ist, das hätte ich eben zu wissen gewünscht, konnte jedoch nichts machen. Aber seine Richtigkeit hatte es damit nicht. Darauf möchte ich schwören!"

„Warum hat denn aber der Mann nichts gesagt?" fragte der Doktor. „Können Sie mir das erklären?"

„Erklären kann ich es nicht. Es ist nun einmal so Sitte, Volksglaube, Aberglaube, was Sie wollen, daß der Mann der Frau nie

etwas Böses nachsagt. Dagegen aber sollten Sie die Weiber hören, wenn die zusammenkommen. Die sollten Sie hören, Herr Doktor!"

„Was so viel heißen soll, als daß dieser Mann bis zu einem gewissen Grade seinem Aberglauben zum Opfer fällt."

„Es dürfte so sein. Den Aberglauben aber rotten Sie aus, wenn Sie können!"

Acht Tage später wurde Andreas Ek wegen vorsätzlichen Gattenmordes zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Das Hofgericht bestätigte das Verdikt, und der Mörder weigerte sich hartnäckig, eine Änderung desselben anzustreben. Der Geschworene Olsson erbot sich, um Revision des Erkenntnisses und die Einvernahme von Zeugen nachzusuchen, aber Ek widersetzte sich auf das bestimmteste und drohte Rache an jedem zu nehmen, der sich beikommen ließe, die Nase in seine Angelegenheiten zu stecken.

Aberglaube

Es war nun lange Zeit auf der Insel ziemlich friedlich hergegangen, trotzdem die Bewohner eifrige Anhänger des Partikularismus waren, keinerlei Schlägerei, kaum eine kleine Mauserei, keine unehelichen Kinder ohne Vater. Ein wenig Völlerei dann und wann, ein bißchen Gezänke, Gekeife, Mißgunst und andere kleine menschliche Schwächen, die unausbleiblich sind, waren nur angetan, das Einerlei der Tugenden angenehm zu unterbrechen. Da aber tauchte im Nachbarhofe ein räudiges Schaf in Form eines jungen Bootsmannes auf, und aus wars mit dem Frieden. Es war ein langer Bengel mit einem wahren Galgengesichte und Schenkeln und Fäusten von beunruhigendem Kaliber für die Burschen, die einen furchtbaren Nebenbuhler auf dem Liebesmarkte in ihm witterten. Er kannte aber auch auf der Welt keine Rücksicht, besonders wenn er sich auf dem Festlande befand. Zur See, wollten einige wissen, gäbe er es etwas billiger. So hatte er unter anderem eine garstige Gewohnheit, sich, was ihm nur beliebte, anzueignen, ohne erst um Erlaubnis zu fragen, und seinen Willen warf er, wo immer er hinkam, als alleingültiges Gesetz auf. Mit einem Worte, er war der allerunverschämteste Lümmel, den man nur je in der Gegend gesehen hatte. Er erschien in den Häusern und flegelte sich an den Tisch hin, nahm dem Bauer den Bissen vom Munde, schnappte den Burschen die Mädchen weg und nistete sich, ohne langes Sperren, bei den Leuten ein, wo er es nur gebettet und gedeckt fand.

Und eigen wars, wie sich alles vor ihm bückte. Nicht als ob er allen miteinander an Stärke gar so überlegen gewesen wäre, war er doch nur ein Bursche von zweiundzwanzig Jahren. — Aber seine Unverschämtheit, die machte es.

Es gab auf der ganzen Insel nur einen einzigen Apfelbaum, der unten auf Carlssons Wiese stand. Ein Holzapfel wars, den sich jemand einmal den Spaß gemacht hatte zu pfropfen. In diesem Jahre trug er ausnahmsweise eine Unmenge von Früchten, rote Rippenäpfel, die Carlsson bis über Weihnachten und Neujahr aufzubewahren gedachte und die für die Bewohner der Insel den Gegenstand der Bewunderung wie des stillen Neides bildeten.

Eines Sonntagmorgens nun, gegen Ende August, fand Carlsson seinen Baum aller Äpfel beraubt. Bis auf den letzten waren sie

verschwunden, während den Boden abgebrochene Zweige und Fruchtspuren bedeckten.

„Das haben die Burschen getan!" hieß es allgemein. „Aber sicher auf Kalles Anstiften."

„Was ließ sich da tun?"

„Ihn packen und tüchtig durchbleuen," rieten die Bauern.

„Ihn bleuen? zum Teufel nein!"

Und Kalle stolzierte den ganzen Sonntag mit den Mädchen umher und schaute frech drein. Ein paar Stichelreden bekam er wohl da und dort anzuhören, allein davon ließ er sich nicht anfechten. Er pflanzte sich hin und aß und trank, als ob nichts geschehen sei, was den Frieden hätte stören können.

„Warum hat man ihn denn nicht geprügelt?" fragte ein auf der Insel als Sommergast weilender Herr, in dessen Bierschrank sich Kalle Eingriffe erlaubte, wenn seine Kehle trocken war. Einfach deshalb, weil er im Dienste der Krone stand, und die Krone etwas unerklärlich Heiliges war. Die Krone auf der Zollflagge, die runde Metallmütze, versinnbildlichte Macht und Autorität, die Krone auf Kalles blanken Knöpfen und der Mütze war das Mandarinabzeichen, das vor Prügeln wie Stahl vor bösen Geistern schützte. Die Leute gingen in ein Amtslokal, als träten sie in die Vorhalle der Kirche, die Steuern wurden an die Krone gezahlt, als wäre sie ein großer Herr, den man nicht betrügen konnte, ohne in sein Verderben zu rennen, und königliche Majestät und Krone, sie bildeten einen Teil des höchsten Wesens, das niemand recht definieren konnte, niemand je gesehen hatte, das es aber, wie alle wußten, gab.

Daher kam es, daß der Bootsmann keine Prügel bekam, obwohl er die Äpfel gestohlen hatte.

Vom Erfolge ermutigt, wurde Kalle nur immer ungebärdiger und dreister. Er erbrach keine Schlösser, stieg aber durch Dachstühle ein; er stahl kein Geld, das wäre gefährlich gewesen, gönnte sich aber Naturalleistungen, Freiheiten, Vorrechte.

Wenn man nunmehr abends, die Zeit, um die er zu Besuch erschien, vom Sunde her seinen Hoihoruf vernahm, zitterten Mensch und Tier, und alles begrüßte ihn, wenn er die Bauernhöfe betrat, wie einen geborenen Herrscher, ob auch mit entschiedener Abneigung, was er jedoch nicht zu bemerken schien. Eines Abends hatte er einen Schinken gestohlen, und abermals berieten die Alten, was sich da

tun ließe. Ihn beim Dienstamt anzeigen wollte niemand. Das wäre nicht nur schimpflich, auch zeitraubend und, was schlimmer war, gefährlich gewesen.

„Habt ihm nichts an, sonst steckt er euch noch die Scheunen in Brand," sagte der Älteste.

„Da würde er sich doch wenigstens die Finger verbrennen," tröstete ein anderer.

„Was haben wir davon, wenn er sich die Finger verbrennt? Die Scheunen bauen sich deshalb nicht von selbst wieder auf."

Das war eine richtige Bemerkung, und Kalle ging wie gewöhnlich straflos aus.

In der Tenne wurde getanzt. Dabei trank man, nachher raufte man, so daß am Morgen die Drehorgel unter abgerissenen Kleiderfetzen in Stücke zertrümmert am Boden lag. Ja, Johannsson, der Hausknecht, war aus den Händen des Unholds, der die Eigenheit hatte, dem niedergeworfenen, übermannten Feinde die Kleider in Fetzen herunterzureißen, splitternackt, buchstäblich ohne einen Faden am Leibe, hervorgegangen. Kaum war die Balgerei vorüber, hatte wiederum in allen Vorratshäusern der Bauernhöfe eine Razzia stattgefunden, und schließlich war der Bandit in die Meierei gegangen, hatte den Hühnern der Pächterin die frischgelegten Eier weggenommen, sich damit in aller Stille in den Wald davongemacht und sie dort wie ein Rabe ausgetrunken. Die leeren Eierschalen fand man dann in einem Haufen am Abhange liegen.

Mit den Eiern hatte es seine besondere Bewandtnis. Die von fremden Hühnern gelegten Eier wegzunehmen, wurde als eine Ruchlosigkeit der schlimmsten Art betrachtet, vielleicht weil sie ein Eigentum waren, das, wie der Acker, unbeschützt lag und mit Vertrauen dem allgemeinen Ehrgefühl überlassen wurde.

Deshalb und vielleicht auch, weil die Eier für die Hausfrau eine Privateinnahme bildeten und wie Bargeld gingen, wurde die Pächterin fuchswild, als sie von dem Streich erfuhr, bot Himmel und Erde auf und schalt die Männer, daß sie so feige seien, sich von einem Grünspecht hundsfottieren zu lassen. Die Alten saßen auch wirklich ganz beschämt drinnen in der Stube auf der Bank, völlig rat- und hilflos gegenüber dem Zornesgusse, der von des Weibes Lippen schäumte.

„Und habt ihr nicht den Mut," schloß sie, „so werde ichs ihm geben, wenn er kommt."

Kalle kam, frech, ungeschneuzt, bleich um die Nase und grün um die Augen.

„Was hast du mit den Eiern gemacht, du Schlingel?" eröffnete Madame ihr Verhör, indem sie sich breitspurig vor den Banditen hinpflanzte.

„Ich? Ich weiß von keinen Eiern," grinste der Bösewicht.

Im selben Augenblick klatschte eine Ohrfeige, wie wenn man einen aufgeblasenen Papiersack zwischen den Händen zusammenschlägt, ein Knall, rein wie ein Schuß, denn die strafende Hand hatte sich über die Ausbuchtung des Ohres mit solcher Wucht fallen lassen, daß man sich unwillkürlich darauf gefaßt machte, im nächsten Augenblick das Hirn herausspritzen und die Augen aus ihren Höhlen quellen zu sehen.

Kalle führte seine rechte Hand erst ans Ohr, als wenn er sich überzeugen wollte, ob der Kopf ihm noch fest auf den Schultern sitze, dann erhob er sie mit funkelnden Augen in eine Höhe mit dem Gesicht der kleingewachsenen Frau, um sie in unsanfte Berührung damit zu bringen. Allein der Arm hielt zaudernd in der Bewegung inne, und im Nu waren alle Männer von der Bank aufgeflogen, und der Elende lag, die Nase in einer Blutlache, am Boden.

„Unterstehst du dich, ein Weib zu schlagen!" schrie der Bauer in Person, schneeweiß im Gesicht, mehr aus Furcht, als aus Entsetzen über die ruchlose Tat.

„Siehst du, du Lauskerl, daß ich dir noch gewachsen bin!" legte Madame, die sich einbildete, sie wäre die Stärkere gewesen, sich nun ins Zeug, und mit dem abgezogenen Holzpantoffel prügelte sie auf ihn los, während die Männer ihn am Schwungriemen hielten. Als die Abprügelung beendet war, wurde er endlich vom Boden aufgerissen. Noch ein Hagel von Backenstreichen sauste ihm um die Ohren, dann ward er mit Fußtritten hinausbefördert.

Kalle ließ sich nie wieder auf der Insel sehen, die somit von ihrem Drachen befreit war. Er schämte sich, von dem so viel schwächeren Weibe Prügel bekommen zu haben, aber er wollte ihre ganze Überlegenheit in dem Duell nur dem einen Umstande zugeschrieben wissen, daß er nicht zurückschlagen durfte.

„Sie hätt sonst schon gesehen!" meinte er. Ja, warum hatte er denn nicht gedurft? Der Teufel mochte das wissen!

Von diesem Tage an schliefen die Bauern lange Zeit nur mit einem Auge, denn sie waren immer darauf gefaßt, den roten Hahn auf ihre Heuschober gesetzt zu sehen, die Frau aber ging abends nie allein in den Hühnerhof, um Eier auszunehmen.

Höjer übernimmt selbst den Hof

Jetzt sollten andere Zeiten werden, jetzt, wo er, Höjer, zu seinem Recht kam und nach der Mutter Tod den Hof übernahm. Bisher hatte er nämlich beim Stiefvater als Knecht dienen müssen und, wie ihn dünkte, harte Tage verlebt. Hielt er nun aber selbst die Zügel in der Hand, dann stand ihm ein lustiges Herrenleben bevor, während der Alte auf seinem kleinen Altenteil saß.

So übertrug er denn bei der beginnenden Frühjahrsbestellung die Arbeit den Knechten und gedachte sichs beim Strich der Eider, die auf ihrem Zug nach Norden eben die äußeren Schären berührte, wohl sein zu lassen.

Doch als er von der Jagd heimkehrte, da fand er alles ungetan. Die Erde war zu hart gewesen, die Ochsen hatten zu schlechtes Winterfutter erhalten, die Gerätschaften waren gebrochen, und Blomquist, der Stiefvater, hatte die Egge, die ihm und Höjer gemeinschaftlich gehörte, für sich in Anspruch genommen. Das war ein rechtes Kreuz, daß sie beide etwas gemeinsam haben mußten, doch schlimmer noch wars, wenn sie etwas zu zweien bestellen sollten, denn da wurde es einfach unterlassen.

Höjer schalt und wetterte, aber die Teufelskerle wußten sich bei allem so geschickt auszureden, daß man ihnen nicht zu Leibe konnte.

„Bleib daheim, wenn du willst, daß etwas geschieht," sagte der Alte. „Selbst ist der beste Knecht."

Ja, das wars ja eben, was Höjer so verlockend erschienen war, kein Knecht sein zu müssen, und jetzt sollte ers versuchen, Herr und Knecht in einer Person zu sein. Für alle denken und es allen zuvor tun! Stellte sich dabei auch noch der Stiefvater in die Quere, so war rein gar nichts anzufangen. Brauchte Höjer für den Tag die Ochsen, mußte sie der Alte just ebenfalls haben, nahm sich die Tiere, da er früher am Morgen aufstand, einfach aus dem Stall, und Höjers ganzer Arbeitsplan war zum Teufel. Damit nicht genug, verhetzte ihm der Alte auch die Leute und machte sie ihm abspenstig, so daß kein Auskommen mehr mit ihnen war.

Wenn im Sommer die Studenten kamen, sich einzumieten, gings noch schlimmer zu. Da hatten die Mägde beständig etwas bei der Veranda zu schaffen. Die halbe Nacht wurde aufgesessen und Punsch getrunken, und weiß der Teufel, was sonst noch für Abscheulich-

keiten getrieben. Wenn sie dann aber früh zum Melken aufstehen sollten, so schliefen sie, und standen sie beim Kochherd, so nickten sie ein, und nichts geschah wie es geschehen sollte. Höjer mußte sie herunterputzen und ihnen das ewige Herumlungern mit den Männern verbieten. Sie hätten bei Nacht zu schlafen. Doch da antworteten die Mädchen schlankweg, wie sie es von den im Sommer sehr freisinnigen Herren gelernt hatten, daß der Tag dem Arbeitgeber, die Nacht aber ihnen gehöre, und nach Sonnenuntergang täten sie daher, was ihnen beliebte. „Das mögt ihr," entgegnete Höjer, „doch nur unter einer Bedingung: daß ihr bei Tag für Lohn und Essen gehörig schafft. Könnt ihr die Nächte durchschwärmen und eure Arbeit bei Tag um nichts schlechter machen, gut denn! Könnt ihr das aber nicht und leistet nichts Ordentliches, so könnt ihr eurer Wege gehen."

Dazu waren sie natürlich nicht imstande, hielten sich aber nun für berechtigt, die Nächte zu durchschwärmen, da sich ihre Tagesarbeit äußerst schwer überwachen ließ.

Höjer wurde es müde und machte eines Tages den gelehrten Herren in aller Güte Vorstellungen, wie unrecht es von ihnen sei, die Leute um ihre Arbeitskraft zu bringen.

„Ja, aber es wird Ihnen doch dadurch keine Zeit entzogen," erwiderten die Herren.

„Die Kraft aber, auf die ich ein Anrecht habe, da ich die Leute ernähre, um die werden sie gebracht," wendete Höjer ein, „mir ist mit schlechter Arbeit nicht ebenso wie mit guter gedient. Und wenn ich mich selbst dafür schadlos hielte, daß ich für schlechtere Arbeit schlechtere Kost gäbe, es wäre mir auch damit nicht geholfen, denn dann beklagen sich die Leute und machen mir einen schlechten Ruf."

Aber nein, dafür hatten die Herren kein Verständnis. Man sollte doch wahrhaftig auch gegen seine Untergebenen „menschlich" sein!

Nun wollten wieder die Knechte, daß abends getanzt werde, um die Mädchen zu sich zurückzulocken, und so packten sie denn die Dreschmaschine und schafften sie hinaus, um die Tenne frei zu bekommen. Als sie aber nachher draußen im Freien im Regen stand, und die Radzähne quollen, die Achsen rosteten, geriet Höjer in die heftigste Wut und verbot die ewige Tanzerei. Auf etwas Schlimmeres hätte er indes gar nicht verfallen können, denn nun waren

die Burschen völlig außer Rand und Band. Und was sie nun alles ausklügelten, um die Arbeit im Stiche zu lassen!

Eines Tages setzten sie mit der Ackerwalze im Galopp über einen Graben, daß sie entzwei ging. Sie wußten recht wohl, daß der Schmied eine halbe Meile entfernt wohnte und daß es einen vollen Tag kostete, hin und her zu rudern. Wenn sie aber einen freien Tag zur See haben wollten, so gingen sie so schlecht mit den Geräten um, daß etwas brach. Sie konnten nichts dafür, gar nichts! Und wie hätte man ihnen etwas beweisen können?

Mußten die Schleppgarne gezogen werden, so hieß es nur vor allem mit dem Branntwein herausrücken, sonst schlüpften die Fische sicher und gewiß aus dem Netzsack heraus. Ja, und waren vielleicht die Knechte dafür verantwortlich, daß sich keine darin fangen wollten? So sie aber nur ein klein wenig nach Branntwein rochen, fingen sich immer etwelche Fische darin.

Rein wie verhext war alles für Höjer, und nie mehr wagte er sich einen freien Tag zu machen, um auf die Jagd zu gehen, mußte sich immer und ewig nur daheim anketten. Wenn er den Alten ab und zu einmal mit einem Bund Vögel heimkehren sah, gab es ihm förmlich einen Stich ins Herz.

„Aha," sagte der Stiefvater, „probierst es jetzt?"

„Ja, verzeih mirs Gott! Aber ich glaub, niemand hats so gut auf der Welt, wie einer, der dient," meinte Höjer.

„So hast du früher nicht geredet! Hast es eben nicht besser verstanden!"

Zum Sommer heiratete Höjer und gleich nach ihm der Alte. Da gabs einen neuen Tanz mit den Weibsleuten. Dies Gezanke! dies Gekeife! Dabei gerieten sich die Männer in die Haare. Der Stiefvater aber, als der Schlauere, trug immer den Sieg davon.

Wenn Höjers Magd in den Wald sollte, um zu melken, ließ sie der Alte stets zuvor die Kühe in die Hürde zusammenrufen, wodurch seine Magd eine halbe Stunde Zeit ersparte.

Konnte sie's hindern, daß die Kühe mitsammen daherkamen? Kleinlich war das von Höjer, sich über so etwas aufzuhalten.

Höjer wollte nicht für kleinlich gelten, und obwohl ihn dünkte, daß die Mägde einander recht wohl ablösen könnten, verlor er weiter kein Wort darüber. Aber der Haß wuchs gegen den Alten, und war dieser auch ein rechter Spitzbube, an allem hatte er doch nicht schuld.

An recht vielem allerdings, und wo sie in einer Sache nur irgend miteinander zu tun hatten, wußte er geschickt den Gewinn für sich hereinzuschlagen, die Arbeit aber von sich abzuwälzen.

Endlich, als Höjer sah, daß er jetzt schlimmer daran sei als früher, wurde er der Sache überdrüssig, und zum 14. März nahm er in aller Stille einen Pächter auf.

Nun war die Reihe zu lachen an ihm. Der Pächter war ein geriebener Patron, der den Stiefvater an Schlauheit noch dreimal überbot.

Bald gab es endlose Katzbalgereien zwischen den beiden Landwirten, so daß man der Insel schließlich den Spitznamen „kleine Hölle" beilegte. Höjer hatte gleich anfangs Taglöhnerarbeit bei seinem Pächter übernommen, was man einigermaßen verkehrt fand, aber darum scherte sich der Bauer nicht. Nun tat er nicht mehr, als er wollte, und ließ die anderen sich balgen, das besorgten sie redlich genug. Sobald nur erst der Pächter gemerkt hatte, daß seine Magd allemal die Kühe einzutreiben habe, erklärte er kurzweg, damit müsse gewechselt werden, und als dies nicht geschah, befahl er seiner Magd, die Kühe des anderen in die See zu treiben, auf die Kobben, gleichviel wohin.

Und siehe da, das half!

Darauf ging er an die Lösung der Gatterfrage. Da gab es advokatische Kniffe ohne Ende. Aber der Pächter wußte sich zu helfen.

„Schließt Ihr Eure Gatter nicht, so öffne ich das meine!" und geöffnet wurde es, so daß die Zugochsen mitten in die zum Trocknen aufgehängten Fischnetze des Alten hineingingen.

Jetzt wurde auch richtig geschlossen. Da waren die Gräben zu überbrücken. Der Alte weigerte sich, Brücken anzulegen, obwohl sie ja nur aus ein paar Bohlen bestanden. Gut! Der Pächter ließ eine für sich allein machen und sie jedesmal wegnehmen, nachdem sie benutzt worden.

Es gab nur einen Brunnen auf dem Hofe, den die Weibsleute des Alten in Beschlag nahmen, um dort Wäsche zu waschen.

Den ganzen Tag schalten die Weiber einander, daß sie ultramarinblau im Gesicht wurden, der Pächter aber stand in seiner Werkstatt und hobelte einen Brunnendeckel. Damit deckte er die Kufe, hing ein Hängeschloß vor, und die Sache war abgetan.

Nun aber gingen die Weiber des Alten hin und stachen des Pächters beste Kuh ins Euter, daß sie püst wurde.

Dafür ließen wiederum des Pächters Weiber die Hühner des Alten aus, so daß der Fuchs in einer Nacht nicht weniger als sechs Stück erwürgte.

Es war ein Krieg um Leben und Eigentum, wobei Höjer die nicht eben schöne Rolle des Angebers und Spions spielte. Er ging dem Pächter in stetem engen Freundschaftsbund mit allen möglichen Auskünften zu Schutz und Trutz wider den gemeinsamen Feind an die Hand.

Und nun zum Herbst hatte er eine Hauptaktion ersonnen, die dem Stiefvater den Gnadenstoß versetzen sollte. Der Alte hatte nämlich äußerst wenig Wiesengrund und mußte das Seefutter, das Riedgras der Bucht, immer mit in Berechnung ziehen, um seine zwei Kühe den Winter über zu erhalten. Nun war das Seefutter in den Pachtkontrakt nicht aufgenommen, sondern galt als Gemeingut, von dem jeder nahm, was er wollte. Indes bestand eine stillschweigende Übereinkunft, die Riedmahd an einem bestimmten Tage vorzunehmen. Da jedoch diese Klausel sich nicht im Kontrakt befand, beschloß Höjer eines Tages, da der Alte zu einer Versteigerung fort mußte, dem Pächter einen Floh ins Ohr zu setzen.

„Nimm du dein Teil erst, sonst nimmt sich der andere alles," unterwies Höjer den Pächter, der nicht recht an die Sache wollte. „Mähst du nicht erst, wird er zuerst mähen!"

Das hatte etwas für sich. Sobald demnach der Alte am Morgen den Rücken gekehrt hatte, bot der Pächter alle Männer und Weiber seines Hofes auf und ließ sie ans Werk gehen. Das ganze Gestade wurde selbstverständlich ringsum abgegangen und jedes Hälmchen, zu dem man nur gelangen konnte, weggeschnitten, so daß, wer noch etwas haben wollte, ins Wasser und in den Schlamm hinaus mußte und selbst da nur mehr Rohrpfeifen fand, die weder Kuh noch Kalb berühren mochte.

Als der Alte in seinem Boot dahergerudert kam und die Bucht wie eine gemähte Wiese daliegen sah, geriet er förmlich außer sich; und durchaus nicht im unklaren darüber, wer hier die Hand im Spiele gehabt hatte, kehrte sich sein Haß gegen Höjer. Seine Wut war um so größer, als er selbst mit dem Gedanken umgegangen war, dem Pächter in einer Nacht auf gleiche Weise mitzuspielen. Sein

einfacher Racheplan ging dahin, die Zwistigkeiten mit dem Pächter fallen zu lassen, die Bundesgenossenschaft zu sprengen und mit ihm gegen Höjer gemeinsame Sache zu machen.

Zu diesem Behufe begann er auf kleine Winkelzüge im Vertrag hinzudeuten, durch die sich Höjer für alle Fälle Hintertüren offen gehalten hatte. Das würde indes der Freundschaft der beiden noch keinen Abbruch getan haben, hätte es dem Pächter nicht bereits selbst geschienen, daß Höjer hie und da kleine Vorteile zufielen, die von Rechts wegen ihm gebührten. Nun, da jemand mit dem Finger darauf hinwies, stach es ihm doppelt in die Augen. Das Unglück wollte, daß Höjer gerade am nämlichen Tage hinausgerudert war, auf dem ergiebigsten Fischereiplatz des Pächters Flundernetze auszulegen. Dazu hatte er jedoch, dem Kontrakt zufolge, nur ein begrenztes Recht, so zwar, daß, wie der Passus lautete, dem Hofbesitzer der Fischfang für den eigenen Hausbedarf in beliebigen Gewässern nicht verwehrt sein sollte. Da kommt der Pächter und findet seinen Grund von nicht weniger als dreißig Netzen in Beschlag genommen, so daß ihm selbst, da Zahl und Ergiebigkeit der Gründe eine beschränkte war, das Auslegen von Netzen unmöglich wurde.

Das legte die Lunte ans Pulverfaß, und nicht so bald war der Pächter heimgekehrt, als es zu zischen und zu rumoren begann.

„Du, Höjer, hör einmal! Du gehst und legst vor mir aus, so daß ich nicht mehr fischen kann!"

„Nun, hab ich vielleicht kein Recht dazu?" erwiderte Höjer.

„Nein, dreißig Netze gehören nicht für den eigenen Hausbedarf. Schränk dich damit nur hübsch ein."

„Bin ich verpflichtet, zu wissen, wie viele es just sein dürfen? Darüber steht nichts im Vertrag."

„Oho, in diesem Ton sprichst du? Weißt du, daß du drei Kühe in den Wald getrieben hast, während dir nur eine Kuh dort zu weiden freisteht?"

„Na, was tut dir das in dem großen Wald?"

„Ach so, wir sollen gegeneinander nicht kleinlich sein! Schön. Werde mirs für ein andermal merken."

Den folgenden Morgen stand eben Höjer am Holzplatz, als der Pächter auf ihn zukam und mit der unschuldigsten Miene bei ihm anfragte.

„Du, Höjer, höre mal!"

„Ja, da bin ich!"

„Ich brauch ein paar Spatenschäfte. Darf sie doch im Walde nehmen?"

„Na ja, weshalb denn nicht? Wenn nicht übertrieben genommen wird, ja!"

Der Pächter nahm beide Knechte mit und ließ den ganzen kleinen Eschenbestand der Insel fällen, worauf die Schößlinge abgesägt und zubehauen wurden. Höjer hörte es wohl im Hag drüben schüttern und krachen, aber er nahm sich nicht die Zeit nachzusehen, was dort vorgehe. Darüber wurde er jedoch nur zu bald belehrt, als die Leute eine Fuhre Eschenstämme um die andere heimführten.

„Nein, du, das ist abscheulich, so mir nichts, dir nichts alle Eschen, von denen ich das Laub zum Winterfutter für die Schafe brauche, zu schlagen," jammerte Höjer. „Wie viele Schäfte soll denn das eigentlich geben, möcht ich wissen?"

„Oh, so für etwa drei Dutzend dürfte es langen," erwiderte der Pächter.

„Aber ich habe dich doch gebeten, nicht übertrieben zu nehmen!"

„Ja, ist denn das übertrieben? Und übrigens hast du ja nicht gesagt, wie viele es sein dürfen!"

Damit war der Revanchekrieg von beiden Seiten im Gang; der Stiefvater aber spielte die Rolle des Satans und schürte die Flammen. Er bezeichnete dem Pächter Baumstämme und Bootplanken, gab ihm an, wo das beste Futterlaub abzunehmen sei, lehrte ihn, seine kontraktlichen Vorzugsrechte bis aufs äußerste auszunützen und das Recht verdrehen, so daß Höjer ärger ins Gedränge geriet, als er sich je hatte träumen lassen.

Nunmehr begann der Pächter neue Gründe anzubauen, nachdem er Höjer vermocht hatte, einen Teil der Kosten zu tragen. Man berief einen Reuter, der roden und sengen mußte, und ein Stück Grund nach dem anderen wurde urbar gemacht. Nun aber bestimmte der Vertrag, die Instandhaltung des Ackergefälles sei Sache des Hofeigentümers, und Höjer sah sich eines Tages in größere Sprengungsarbeiten verwickelt, die Barausgaben erforderten.

„Das bringt sich dir beim Anbau schon wieder herein," redete ihm der Stiefvater ein.

Der Vertrag des Pächters lautete jedoch nur auf fünf Jahre, und nach all den Stänkereien, die er mitgemacht hatte, dachte er daran,

einzupacken und fortzuziehen. Alle Kraft spannte er daher an, den Boden vorher aufs äußerste auszusaugen, hing sich wie ein Blutegel an Höjer, studierte nachts den Vertrag und preßte, soviel er nur konnte, heraus.

Höjer war des Haders nur zu bald müde und verdingte sich für den Bootbau auf einer Nachbarinsel, um das Ganze los zu sein. Da wurde es aber noch zehnmal ärger, und sooft er heimkam, hatte ihm sein Weib eine neue Büberei zu verkünden.

Im nächsten Jahr erklärte der Pächter, seinen Verpflichtungen nicht nachkommen zu können. Der Anbau hätte zu große Kosten verursacht, der Fischfang wäre schlecht ausgefallen, und statt um Stundung zu bitten, drohte er Höjer mit einem Prozeß, weil ihm dieser Bedingungen aufgeschwatzt habe, die sich nicht rechtfertigen ließen. Zu prozessiern, das war das letzte, worauf man sich einlassen mochte, denn es wurde nur zweimal im Jahr Ting gehalten und, wenn man selbst gewann: wo es nichts gab, war nichts zu holen. Nicht einmal bei einer Pfändung kam etwas heraus, gab es doch nichts Pfändbares, da alles Vieh und das gesamte Inventar Höjer selbst gehörte. Vor die Tür konnte er ihn auch nicht setzen. Der Vertrag war nicht darnach abgefaßt und immerhin blieb es sicherer, den Schuldner unter der Hand zu haben, als ihn auf Nimmerwiedersehen seiner Wege ziehen zu lassen. So saß denn der Pächter ruhig weiter auf dem Hof und litt keine Not, wohl aber waren es schwere Zeiten für Höjer; hatte er sich doch fast seines ganzes Eigentums entäußert und obendrein umsonst Tagelöhnerarbeit getan.

„Das ist zu toll," meinte Höjer, als die Not ihn trieb, dem Stiefvater sein Herz auszuschütten. „Keine frohe Stunde war mir mehr beschert, seit ich aufgehört habe, zu dienen. Damals hatte ich zu essen und keine Sorgen, seitdem ich aber im Eigenen sitze, muß ich als Knecht ohne Lohn arbeiten und zusehen, wie andere mein Brot verzehren."

„Ja, siehst du, du hast nicht das rechte Geschick," erwiderte der Alte, „und als du damals deinen Pächter hinters Licht führen wolltest, legtest du den Grund zu allem, was dir später widerfuhr."

Zum Teil verhielt es sich so, denn Höjer war zum Dienen geboren. Wer aber Recht und Billigkeit zuerst verletzt hatte, das war der Stiefvater gewesen. Dadurch hatte er die anderen genötigt, sie ihrer-

seits zu verletzen, wenn sie nicht untergehen wollten. Und das wollten sie eben nicht.

Immer schlimmer wurde es. Um ihm den Pachtzins abzupressen, bürdete Höjer dem Pächter neue Verbindlichkeiten auf, die dieser abzuschütteln suchte. Bald stellte es sich übrigens heraus, daß er den Anbau durch Verkauf des beim Roden gefällten Holzes zu Schwindeleien benützt hatte, und was schlimmer war, den eben erst urbar gemachten Boden leer sog, indem er ihn nicht zu düngen vermochte. Letzteres hatte niemand bedacht, obwohl man recht gut wußte, daß der Viehstand des Hofes kaum ausreichte, um den vorhandenen Boden in gutem Zustand zu erhalten. Der Pächter aber verwüstete den Wald mit seinen Urbarmachungen, die in nichts als in Schlagen und Hacken bestanden, worauf er zwischen den Stümpfen, die binnen kurzem wieder wie Aaronsstäbe grünten, etwas Hafer säte. Zugleich verloren die Kühe die Milch, die Ochsen magerten ab, der ganze Bestand des Hofes war gefährdet. Und all das mußte Höjer mit ansehen, ohne einen Finger rühren zu können. Entstand eine Streitigkeit, so war der Pächter stets mit der Antwort bei der Hand:

„So steht es im Vertrag."

„Ja, aber so war es nicht gemeint," sagte Höjer.

„Es steht da aber genau so, wie darin nicht stand, daß du dreißig Netze auslegen solltest, statt des halben Dutzends, das gemeint war. Unrecht zieht Unrecht nach sich. Schreib es dir selber zu."

Nach Ablauf der fünf Jahre sah sich Höjer genötigt, eine Hypothek aufzunehmen, um den Pächter durch Bestechung zum Verlassen des Hofes zu bewegen und seinen Wald zu retten. Der Pächter aber kaufte sich von seinen Ersparnissen in der Nachbarschaft an.

Und Höjer mußte den Hof wiederum selbst übernehmen und aufs neue den Kampf mit dem Gesinde ausfechten, das jetzt übermütiger war als je. Zuweilen dachte Höjer daran, das ganze Anwesen zu verkaufen, aber es fanden sich keine anderen Käufer als arme Teufel, die die Kaufsumme vormerken und mit Schuldverschreibungen, natürlich unverzinslich laufenden, zahlen wollten. Noch einmal einen Pächter zu nehmen, hütete er sich wohl, und so blieb nichts übrig, als sich von den Dienstboten lebendig auffressen zu lassen.

„Ja, siehst du, mein Junge," sagte der Pastor, als Höjer ihn um seine Meinung befragte, „wer zum Herrn nicht geschaffen ist, wird niemals einer."

„Aber Herr Jesus, wie werden andere denn doch mit ihren Leuten fertig?"

„Ja, weißt du, das ist nun einmal ihr Geheimnis. Sie müssen eben schon so geschaffen sein."

Und damit mußte sich Höjer trösten, wenn es ein Trost zu nennen ist, sich dem Untergang geweiht zu wissen, ihn täglich und stündlich sich vollziehen zu sehen, ohne ihn aufhalten zu können.

Ball beim Schneider

Wenn man an einem schönen Sommertag, das Meeresufer hinter sich lassend, an Gåßkår und Skoborad vorbei, den Byttafjörd hinabfährt, erblickt man bei entschiedenem Backbordwind leewärts eine hochgelegene, gleichsam kranbalkenartig gelagerte Insel.

Sie ist um nichts merkwürdiger als die anderen ringsumher, nur daß sie eben eine höhere Lage hat und aus einem einzigen, kahlen, in der Mitte gespaltenen Gneiskegel zu bestehen scheint. Ist man an der Nordseite der Insel ans Land gegangen, so gelangt man vor allem in ein Erlenwäldchen und befindet sich nach kurzer Wanderung, noch etwas tiefer in die Schlucht hinein, auf einer mit kurzem Gras bestandenen Wiese, die wie zum Trocknen zwischen die feuchten Bergwände hingebreitet scheint. Geht man auf dieser grünen Wiese weiter, so sieht man sie bald sich weithindehnen und längs der Berglehne von Haselstauden, die kleine Grotten und Höhleneingänge verdecken, eingefaßt. Biegt man indes in der Richtung nach Südost ab, so wandelt man nach einer kleinen Wegstrecke im Schatten von Fichten, die mit Birken, Vogelbeer- und Eschenbäumen wechseln. Und nun geht es die Bergwand hinan. Der Weg verengt sich zu einem Fußsteig, der, steil emporführend, wie eine Turmtreppe gewunden ist, bald aber sich aufs neue in eine Schlucht hinabsenkt, in deren windgeschützten Tiefen sich der schöne Hartriegel verkroch, sein glänzendes Grün und seine leuchtenden roten Beeren dort zu verbergen. Und wieder geht es aufwärts, immer aufwärts, bis man auf dem kahlen Scheitel des Berges steht, wo vertrocknete Hechtgräten die Nähe eines Flußadlers verraten, oder verstreute Entenfedern, gebleichte Entenskelette bezeichnen, woselbst Habichte, Falken, vielleicht auch Seeadler in ungestörter Ruhe ihre Mahlzeit halten, das Jagdrevier im Auge, das von hier aus sich grenzenlos dehnt, hin über die blauen Fjorde des inneren Schärengürtels, am Meeresufer entlang, weit hinaus zu den letzten Leuchttürmen und dem ewigen Kreis des Horizonts.

Tut man indes nur ein paar Schritte in südlicher Richtung nach dem Rand des Gipfels hin und späht in die Tiefe hinab, vergißt man die Schädelstätte hier oben über dem lieblichen Bild, das man in diesen Gegenden nicht erwartete. Von Nordwest nach Südost durch die Bergwände gegen alle kalten Winde geschützt, liegt eine

Wiese da, so grün wie frischaufgeschossener Roggen, und unter den auf ihr verstreuten weißen Birken weidet eine rote Kuh. Diese Wiese zieht sich zu einem grauen, rings von einem eingefriedeten Garten umgebenen Häuschen und weiter bis zum Meer hinab, wo sich der Hafen mit der Bootbrücke, dem Schuppen, dem Fischkasten und den Netzen befindet.

Es ist das des Schneiders kleines Anwesen. Wenn man vom Gipfel, über den ein kalter Wind strich, die Bergwand hinunter klettert, ist man in der regungslosen Luft alsbald von der Sonne wie gebraten und merkt, nach einem Marsch von kaum fünf Minuten, wie das Klima und mit ihm die Vegetation sich geändert hat. Doch möchte man fast an Wunder glauben, wenn man die Ebereschе Astrachanäpfel auf einem Zweig, auf dem andern Butterbirnen tragen sieht, ja erblickt man auf dem Hagedornbusch die roten Taubenäpfel, da wähnt man sich auf einer verzauberten Insel, wo man jeden Augenblick von der gemeinen Distel Feigen zu pflücken gewärtig sein kann. Nähert man sich quer über die Wiese dem Häuschen, kann man, wenn das Glück einem hold ist, hinter einem offenen Fenster, an dem in einem Drahtkäfig ein Hänfling zwischen Salatblättern seine blutbesprenkelte Brust zeigt, des Zauberers selber ansichtig werden. Auf einem Klapptisch hinter dem Hänfling sitzt er nämlich mit übereinandergeschlagenen Beinen und zieht lange Stiche durch ein karriertes Baumwollzeug, das die ganze untere Hälfte seines Körpers bedeckt und nur den Oberkörper sichtbar läßt, an dem eben nicht viel zu sehen ist. Es fehlt der Bauch, und den Brustkorb scheint der kleine Mann abgenommen und geradezu auf die Tischplatte hingelegt zu haben, der Kopf aber steckt ohne merkbaren Hals zwischen den Schultern. Es ist der Schneider, den die Natur mit rauher Hand zu einem Buckligen zusammengedrückt hat, daher die Eltern einen Beruf für ihn wählten, der eine sitzende Lebensweise gestattet.

Um die Natur, die ihm Anlaß genug zur Unzufriedenheit gab, zu verbessern, hat sich der Schneider mit einem guten Humor gewappnet und hat einen fröhlichen Gesellen aus sich gemacht, der an Liedern und munteren Einfällen unerschöpflich ist. Und gleich als ob er der Natur eine Lehre geben wollte, wie sie es anzustellen hätte, verlegt er sich mit aller Liebe auf Naturverschönerung. Er ist es denn auch, der den Garten gezogen, der, nicht zufrieden, die alten

Süßäpfel und holzigen Fruchtgattungen zu veredeln, Edelobst auf die Bäume der Wildnis gepfropft hat, so daß die Ebereſche mit den saueren Vogelkirſchen weiße Aſtrachanen trägt und im herben Hagedorn des Taubenapfels weiß- und rotbackiges Kinderantlitz leuchtet. Und gleich als fühlte er, daß ſeine verkommene Art nicht Ausſicht habe, ſich auf Erden fortzuſetzen, pflanzt er Bäume auf der Flur und bringt, wenn er in die Bauernhöfe ſchneidern kommt, in der Weſtentaſche ſtets etwas Samen, den er heimlich in die Erde ſteckt, oder, wenn die Jahreszeit ſich dazu eignet, ein paar Pfropfreiſer mit, die er zwiſchen Rinde und Baum einführt. Und ſein Same treibt, die Augen wachſen; wenn auch niemand nach ihm ſeinen Namen trägt, noch in ſpäten Zeiten wird man ſeiner gedenken, wenn anderer Leute Kindeskinder unter des Großvaters Apfelbaum ſitzen, der Mär lauſchend, wie das holde, wohltätige Wunder hierher auf den nackten Felsboden geriet, lange, lange noch nachdem ſeine Röcke und Hoſen in Lumpen zerfallen oder zu Filzſchuhen verarbeitet ſind.

Den verfloſſenen März nun hatte er bei dem Gärtner auf Sandemar gearbeitet und dort Wunder von Treibbeeten geſehen, ſowie von einer Art runder, gelber Gurke erfahren, für welche die Gartenbaugeſellſchaft zu Dalarö eine Krone per Stück bezahlte. Von dieſer hatte er ſich etliche Kerne heimgebracht, ſie in die Erde in einen länglichen Kaſten eingeſetzt und denſelben zwiſchen das Fenſter geſtellt. Nach vierzehn Tagen ſah er etwas wie ein weißes Fingerknöchelchen aus dem Boden hervorſtechen, ſich alsbald ausbreiten und dicht an der Erde zwei Flügelchen, gleich denen einer Waſſerjungfer anſetzen. Es kam die Aprilſonne, und die Pflänzchen entwickelten ſich zuſehends, trieben eine grüne Karde empor, rollten ſich auf und begannen am Boden hinzukriechen. Nun ſtutzte er das dritte Blatt, wie es ihn der Gärtner gelehrt hatte, worauf ſie Seitentriebe anſetzten, die er wieder auf dieſelbe Art ſtutzte, ſo daß, als der Mai ſich ſeinem Ende nahte, es höchſte Zeit war, ſie in Treibbeete zu verpflanzen. Allein es war nichts Leichtes, eine warme Unterlage zu ſchaffen, und er mußte einen ganzen Tag opfern, nach Dalarö hinüberfahren und dort ein Fuder Stallſtreu kaufen. Nun legte er das Beet längs der Bergwand an, wo die Sonne recht heiß hinbrannte, und rahmte es mit Brettchen ein. Doch ſiehe da, es war zu dumpf, und er mußte bedacht ſein, es höher aufzuſchütten. Spreu, Kehricht, Stroh raffte er zuſammen, und ſchließlich kam ſchlecht und

recht ein Beet zustande. Darin setzte er nunmehr die Pflanzen mitsamt den Erdklumpen, legte dann die Innenfenster aus seiner Stube darüber und überließ sie vorläufig ihrem Wachstum. Doch es stellten sich Frostnächte ein, und er mußte warm eindecken, was er mit Fichtenreisern und einigen Stücken Matte tat. Vierzehn Tage lang gab es ein Knallen und Wachsen drinnen im Beet, um Johanni aber nahm es ab und geriet ins Stocken. Die Stallstreu war verbrannt, und der Schneider fand keine Zeit, welche nachzuschaffen. Da kam die große Julihitze, und nun schossen sie wieder in die Höhe und trieben Blüten, erst dünne männliche, sodann dickliche weibliche, mit einer kleinen grünen Erbse am Boden. Er lüftete und bespritzte, beschattete, wenn die Sonne brannte, und schloß die Fenster, wenn der Himmel sich umwölkte. Und wieder vierzehn sonnenlose Regentage, während welcher die ganze Maschinerie abermals stille stand. Er bewässerte nun mit warmem Wasser und bettete mit Stroh und Streu aus dem Viehhof ein, und als mit dem August die Hundstage hereinbrachen und die Sonnenstrahlen hernieder-brannten, daß die Bergwand einem Backofen glich, da fing es aufs neue an zu knallen, die Erbsen schwollen zu Gänseeiern an und es bildeten sich Riefen mit haarigen Zwischenräumen. Acht Stück hatte er jetzt, wie die Fäuste so groß, und schon begannen sie schwach zu duften, weshalb er Ziegel unterlegte. Geradezu großartig waren diese Melonen, und sofern die Sonne noch weiter so glühend herniederschien, würden sie binnen einer Woche in seinen Händen sein.

Da saß er denn nun auch auf seinem Tisch und hielt Ausschau nach dem Treibbeet, als wollte er die drüben auf die Bergwand prallenden Sonnenstrahlen unter seine Bewachung stellen. Er war seelenvergnügt, denn der Wind stand südlich, und es hatte am Siebenschläfertag nicht geregnet.

„Du, Anna," rief er mit seiner Keuchhustenstimme der Schwester zu, die in der Küche stand und Flundern schuppte. „Was denn, Gustav?" erwiderte Anna, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen. „Weißt du, ich hab mir gedacht, wir könnten so am Samstag, ehe die Leute auf den Strömlingsfang ausziehen, einen Tanz geben. Was meinst du dazu?"

Eine kurze Stille entstand, so daß man die Fliegen, die den Laubzweig an der Decke umsummten, und das Raspeln des schuppenden Fischmessers hörte.

„Ja, hast du denn die Mittel, es zu bestretten?" gab Anna in Frageform zur Antwort.

„Ei freilich, und übrigens muß ich dir sagen, wer ein Geschäft wie das meine hat, muß von Zeit zu Zeit seine Kunden bei sich sehen. Aber, wie gesagt, ich bin auch gar nicht blank. Auf ein paar Tonnen Apfel kann ich mindestens rechnen . . ."

„Davon soll ja doch das Winterfutter gekauft werden . . ."

„Na, dann hab ich" — hier versagte dem Schneider die Stimme, als bleibe ihm das Wort in der Kehle stecken — „dann hab ich meine Melonen."

„Pah, erst muß man die auch gesehen haben!"

„Gesehen! Kannst sie vielleicht nicht da draußen sehen? In drei Tagen sind sie reif, und dann hab ich meine acht Kronen dafür; die decken den Branntwein!"

„So warte wenigstens, bis die Melonen gereift sind."

„Das geht nicht; denn da wird es vor dem Strömlingsfang schon zu spät, soviel ich weiß."

Anna blieb die Antwort schuldig. Sie wollte von der ganzen Sache nicht gern wissen, einesteils weil sie es unbequem fand, das ganze Haus zu stürzen, und anderseits, weil sie im vorhinein wußte, daß sich Gustav betrinken würde.

Der Schneider hatte jedoch die Schwäche, des Jahres einmal Leute, und zwar insbesondere junge Mädchen bei sich sehen zu wollen. Obgleich er selbst nicht tanzen konnte — zu allem Unglück war er auch noch lendenlahm und mußte auf Krücken gehen — bereitete es ihm doch ein ganz besonderes Vergnügen, die junge Welt sich belustigen zu sehen. Bei allen Tanzunterhaltungen war er mit dabei, humpelte umher, klopfte die jungen Mädchen mit den Knöcheln seiner mageren Hand auf Wange und Schultern, und erlaubte sich allerlei kleine Freiheiten, bei denen man es mit ihm, den man ungeachtet seiner zweiunddreißig Jahre so gewissermaßen als alten Onkel betrachtete, nicht genau nahm. So war denn auch der Vorschlag, mit dem er eben der Schwester gegenüber herausrückte, die hier in der Einöde mit ihm lebte und ihm die Wirtschaft führte, keineswegs ein Einfall, auf den er plötzlich gekommen war, sondern eine Idee, mit der er sich lange stillschweigend getragen, in die er sich eingelebt hatte, die er um jeden Preis verwirklicht sehen wollte. Die um fünf Jahre ältere Schwester führte allerdings das Zepter

im Hause; handelte es sich jedoch um etwas, das ihm am Herzen lag, da war der Schneider hartnäckig wie die Sünde, und ob auch acht Tage lang geschmält werden mochte, er setzte seinen Willen durch.

Ohne daher das Resultat weiterer Beratungen abzuwarten, setzte er sich den nächsten Morgen in ein Boot und fuhr umher, seine Einladungen zu machen, worauf er nach Dalarö segelte, Branntwein und Schwachbier einzukaufen. Wohl kam er angeheitert, aber doch vor Sonnenuntergang heim, und am Boden hinkriechend, egte er wie gewöhnlich die Fenster auf das Beet, ohne auch nur eine Scheibe zu zerschlagen. Da es kalt zu werden drohte, häufte er die Matten darüber, und nun doppelt um seinen Schatz, mit dem die Kosten der Gasterei bestritten werden sollten, besorgt, nahm er die Decke aus seinem Bett und breitete sie über alles übrige.

Den Tag darauf trafen Anna und Gustav ihre Zurüstungen zum Tanzfest. Vor allem wurde der Klapptisch aufgeschlagen und auf den Hof hinausgestellt, sodann gekehrt und gescheuert, gefegt und die Stube mit Laub umwunden. Und als der Nachmittag gekommen war, machten die Geschwister Toilette, und eine Weile darauf langten von der Mörtinsel befreundete Mädchen an, um beim Kaffeekochen behilflich zu sein.

Gegen fünf Uhr erschienen die Gäste. Boot um Boot lavierte, zog beim Einlaufen in den Hafen die Segel ein und steuerte an die Brücke hin, an welcher der Schneider, hochaufgerichtet, zum Empfang bereit stand, einem jeden ans Land half, die Hand schüttelte und ihn mit irgendeinem Scherz begrüßte, die Mädchen unter das Kinn faßte und zum Erröten brachte.

Als auf dem Hofplatz der Kaffee getrunken war, führte der Wirt seine Gäste in den Garten, damit sie alles beschauten und bewunderten. Die Mädchen erhielten eine jede ihren Apfel, denn er ließ es sich nicht nehmen, sie ihnen selbst in die Tasche zu stecken; den Alten schenkte er ein Pfropfreis, ein Samengehäuse, das sie mitnehmen sollten. Hierauf lud er sie ein, die Samtrosen zu „begucken", das Löwenmaul, die Astern und Dahlien, die in großen Büschen längs der Gemüsebeete wuchsen. Die Mädchen mußten selbstverständlich ein wenig am Lavendel und Rosmarin reiben, damit sie einen guten Geruch einsogen, und sich vom Schneider ein Sträußchen an den Busen stecken lassen. Die Burschen aber, die würden ja ihre Finger nicht im Zaume halten können und sicher

heimlich Äpfel stibitzen, weshalb es der Gärtner geraten fand, ihnen selbst etwas grünes Obst herunterzuschlagen, nur damit sie seine jungen Bäumchen, die das erstemal Früchte trugen, verschonten. Zum Schluß wurde das Wunderwerk, das Melonenbeet, in Augenschein genommen.

„Noch drei Tage, und acht Kronen sind bar auf der Hand!" prahlte der Schneider. „Riecht dazu, Burschen! He? Jetzt aber trinken wir eins drauf, kommt!"

Man begab sich in die Stube, wo der Tanz, nachdem man eine tüchtige Ladung Branntwein eingenommen, bei den Orgeltönen einer Ziehharmonika begann. Wie eine Elster sah man den Schneider zwischen den Paaren umherhopsen und zum Trinken und Tanzen mahnen. Bald war er in der Ecke beim Ofen, ein sitzendes Paar anzueifern, bald beim Tisch, den älteren Leuten zu einem Trunk zuzusprechen.

„Nur nicht so hitzig, schau! Die Nacht ist lang, wer weiß, was sich da noch ereignen kann!" warnten die Alten.

Allein der Schneider war nun einmal „im Zuge". Unversehens machten sich auch die Nachwirkungen seines gestrigen Rausches geltend, die Krückenstöcke begannen zu wanken, und der kleine Mann ließ die Flügel hängen. Er prallte gegen Türpfosten, stieß in die Tanzenden und erhielt Ellbogenstöße in die Brust. Verdrossen setzte er sich in einen Winkel, rollte die Augen, als hätte er den Erdball sich im Kreise drehen gesehen, und sank schließlich in sich zusammen, die beiden Stöcke wie ein Leierkastengestell übereinandergekreuzt vor sich.

Die Sonne leuchtete noch am Himmel, als der Wirt, einer letzten Eingebung gehorchend, die Bodenstiege erklomm und auf die Bühne gelangte, wo das Heu lag. Die Müdigkeit und der Rausch vom vorherigen Tage schienen den Krüppel nun mit einem Male zu überwältigen. Er verlor das Bewußtsein und ertrank im Duftmeer des dürren Blumenheues, während ein ganzes Bündel roter Sonnenstrahlen sich über sein Antlitz legte.

Als nach einiger Zeit seine Besinnung wiederkehrte, vernahm sein Ohr ein Geräusch, als ob er in einer Mühle läge. Der Boden zitterte und knarrte, die Bässe des Klavizimbel nahmen sich aus, als ob man auf einem Kirchplatze stünde. Doch es war jetzt finster, und bald verlor das Ohr die Kraft, zu hören, das Auge erlosch, und er glaubte in Ohnmacht zu sinken.

„Hier bin ich!" hörte er sich nach einem Zeitraum, der ebensogut ein Jahr, als eine halbe Stunde gewährt haben konnte, schlaftrunken antworten, von einem lauten Rufen nach dem Schneider geweckt. Darauf wurde es wieder schwarz und still um ihn her.

Als er sich das nächste Mal einer Empfindung bewußt wurde, fühlte er einen entsetzlichen Kopfschmerz, und hinter einem Balken hörte er jemanden flüstern, dessen Absatzeisen klirrten.

Hierauf träumte ihm, daß er Mehl sei und in einer Mühle, in der ein Kamerad den Sichter so stark schüttelte, daß es schmerzte, gesiebt werde. Und die Müllerburschen schrien, während drinnen in der Kirche die Orgel spielte. Dazwischen rauschte draußen um das Haus der Regen, der Wind schüttelte Bäume und Sträucher, es knackte im Gezweige und Geäste, prasselte auf die Erde nieder. Und der Schneider lag und sein Kopf schmerzte. Er hatte ein dunkles Gefühl, etwas vergessen zu haben, woran er hätte denken sollen, etwas Wichtiges, Dringendes, dessen er sich jedoch nicht zu entsinnen vermochte. Er schlug es sich aus dem Sinn und fühlte sich erleichtert; nach einer Weile aber beschlich ihn das peinigende Gefühl aufs neue, und da überlief es ihn kalt, während der Kopf glühte.

Unten in der Mühle war es inzwischen still geworden, und als er zur Decke emporblickte, sah er hellgraue Schnüre mit Sternchen durchwirkt, die ihn blendeten. Der Hahn krähte, und die Möwen stießen irgendwo in der Luft ihren heiseren Schrei aus. Er erwachte.

Es war Tag, er war betrunken gewesen und — hatte vergessen die Melonen zu bedecken. Wie ein Pfeil schoß er in die Höhe, schob sich mühsam die Stiege hinab, gewahrte in der Küche die Greuel der hier angerichteten Verwüstung und hinkte in den Garten hinaus. Dreiellenlange Sprünge machte er zwischen den Krücken, fühlte, daß es schneidend kalt war, sah Reif, der unter den Füßen knirschte, am Boden und — da lagen sie nun abgestorben. Die Stengel waren gewunden wie Stricke, die Blätter wie Lappen, schlaff, grau, leblos, die Fruchtschäfte sahen aus, als wären sie verbrannt. In einem einzigen schmerzlichen Augenblick schoß das Bild der Mühen von vier langen Monaten am innern Auge des Berauschten vorüber: die drei Meilen Ruderfahrt nach Dalarö um Stallstreu, das Anlegen des Treibbeetes, das Umpflanzen, Begießen und Lüften,

Bedecken in den Nächten, all das unverdrossene Mühen und Warten in einer Frostnacht zunichte! Der Schneider unterschlug das Bein und setzte sich auf die Laden des Beetes. Barhaupt, das Haar bis zu den blutunterlaufenen Augen wirr in die Stirn, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und weinte, weinte bitterlich, ob infolge des Branntweins oder des Kummers, oder infolge von beidem, wußte Anna, die inzwischen herzugekommen war, nicht zu sagen.

„Da hast du's jetzt mit deinen Tanzereien!" sagte sie.

„Ich will mich nie mehr betrinken!" schluchzte Gustav! „Nie, nie mehr!"

„Das hast du noch nach jedem Rausch versprochen. Wenn du nur auch einmal Wort hieltest."

Anna zupfte dem Bruder das Heu aus den Haaren, während ihm über die streifigen Backen, in die sich die Spuren des Heubunds, auf dem er gelegen, eingedrückt hatten, noch fort und fort die hellen Tränen liefen.

„Und sollst nur sehen, wie sie dir deinen Garten zugerichtet haben!"

Der Schneider fuhr in die Höhe, als wäre ihm eine Hornis ums Ohr gesummt, und humpelte über den Rasenplatz in sein Gärtchen.

„Daß sichs Gott erbarme!" war alles, was er hervorzupressen vermochte, als er seine Gehege junger Rosen geplündert, die Fruchtansätze des nächsten Jahres abgeschlagen sah.

„Herr — Du in deinem Reich! Sind das Hundsfotte! Und daß mich der — hier hat gar einer mitten in die Stachelbeeren hineingekotzt. Ei, du Satanas!"

„Komm nur jetzt in die Küche, daß du siehst, wie sie dort gehaust haben! Ja, ja, hast ein rechtes Vergnügen für dein Geld!"

Der Schneider stand und starrte den Stachelbeerstrauch an, als suchte er den Schlüssel zu einem Rätsel. Ein Lächeln trat, anfangs widerstrebend, dann aber so unwiderstehlich, so voll auf seine Lippen, daß sich das ganze, tränenbenetzte häßliche Antlitz spaltete, und indem er sich mit der Hand aufs Knie schlug, brach er in das frohlockende Gelächter befriedigter Rache aus:

„Sollt' ein Mensch das glauben? Nicht einmal den Verstand haben die Kerls gehabt, die Gurke zu schälen!"

Das Lachen erstarb, und ein neuer Wutanfall, der seine Gestalt schüttelte, ließ den Schneider quer über den Weg, zu den jenseits gelegenen Beeten springen.

„Gott verzeih mir meine Sünden! Sogar ins Erbsenbeet sind sie hinein und haben's zusammengetreten! Da sieh nur — sieh! Das ist doch schrecklich!"

Anna nahm den Bruder beim Arm und führte ihn in die Stube. Grauenhaft sah es da aus. Die Dielen waren von dem Schuhwerk der Tanzenden ausgewetzt, waren bespuckt, von Schnupftabak und Pfeifenasche besudelt, mit Schwefelhölzern bestreut. Auf den Fensterbrettern standen geleerte Gläser, und auf dem Herde lagen die beiden Fässer, von denen das eine Branntwein, das andere Dünnbier enthalten hatte.

Der Schneider warf einen Blick auf die Verwüstung, schüttelte den Kopf und schwenkte das Branntweinfaß hin und her.

„Kein Tropfen übrig, Anna?"

„Nicht das geringste! Aber besser so. Und jetzt, Gustav, kannst du acht Tage lang sitzen und fleißig nähen, ehe du dir hereinbringst, was die anderen heute nacht versoffen haben!"

„Ja freilich werde ich das müssen! Aber glaubst du, sie haben sich wenigstens recht unterhalten?" fragte der Schneider, indem eine letzte Hoffnung in ihm aufleuchtete, für sein Geld doch etwas Valuta einzutauschen.

„Das will ich meinen," erwiderte die Schwester. — „Aber du hast ja nichts davon gehabt!"

„Gib mir ein Glas Branntwein, Anna. Ich weiß ja doch, du hast welchen in den Schrank beiseite gesetzt. Und jetzt reden wir nicht weiter von der Sache."

Als der Schneider mit einem tüchtigen Schluck regaliert worden, ging er zur Landungsbrücke hinab, sich zu waschen. Eine Stunde später saß er auf seinem Tisch und ließ sich vom Hänfling etwas vorpfeifen. Und mitten im Kopfschmerz, während die schlimmen Gedanken auf und ab wogten, konnte er sich nicht enthalten zwischenhinein Anna immer wieder zu fragen: „Meinst du wirklich, daß sie sich gut unterhalten haben?"

Als aber die Schwester zum dritten Male die Frage bejaht hatte, da söhnte sich der Schneider auf den vollwichtigen Trostgrund hin mit dem Geschehenen aus: „Na, wenns nur wenigstens unterhaltend war!"

Seenotgelübde

Vestman, auf der Insel Nedergård daheim, war mit einem Schoner nach Norwegen gegangen und sogar bis zu den Lofoten hinaufgekommen. Dort hatte er Walfischfänger angetroffen und von ihnen einiges über den Fang der Wale mittelst Harpunen erfahren. Als er auf seine Insel zurückgekehrt war, kam ihm der Gedanke, die erworbenen Kenntnisse auf den heimischen Seehundfang anzuwenden, der infolge des Büchsengeknalles, wodurch die furchtsamen Tiere verscheucht wurden, sich in steter Abnahme befand.

Zu diesem Zwecke ging er in einer nicht allzu klüglich erwogenen Weise vor, deren weder von ihm noch sonst von jemandem vorausgesehenes Ergebnis ein Abenteuer war, von dem noch heute in den Schären die Sage geht.

Eines Abends im Spätfrühling setzte sich Vestman in ein flaches Boot, nahm einen Jungen mit und begab sich nach den äußersten Schären, woselbst die Seehunde ans Land zu gehen und sich zu sonnen pflegten. Um die merkwürdige Jagd zu betreiben, führte er einen Otterhaken mit, der sonst zum Ausnehmen von Ottern aus den Bergspalten diente, nun aber nach Walfischfängermanier vorn an einer laufenden Winde befestigt worden war. Wie Vestman an die scheuen Tiere heran kommen wollte, um sie mit der zugestutzten Harpune zu fassen, das wußte weder er noch sonst jemand; aber wem Unheil beschieden sei, meinten seine Freunde, der könne getrost in Wassertonnen Netze auslegen. Der Feldzugsplan war indes in der Weise entworfen worden, daß der Bursche sich vom Lande her mit der Büchse heranschleichen sollte, während Vestman den Kahn behutsam zwischen die Eisschollen lenkte, um den fliehenden Tieren, die auf dem holperigen, dem Strande vorgelagerten Treibeise nicht sehr schnell vorwärts kommen konnten, aufzulauern.

Nun hatte er den Burschen knapp vor Sonnenuntergang ans Land gesetzt, er selbst aber steuerte, die Ruderblätter mit Wollstrümpfen umwickelt, um keinen Lärm zu machen, einen weißes Hemd über den Kleidern, um möglichst unsichtbar zu sein, eifrig vorwärts. Im Schutz der Riffe und des Packeises ruderte er längs der Küste dahin, bis ihm eine Bresche die Stelle bezeichnete, an der die Tiere sich hinaufgearbeitet hatten und aller Wahrscheinlichkeit nach, da eine Wake nirgends zu sehen war, auch wieder hinunter mußten.

Bestman saß dort im Hinterhalt und hielt den Haken so lange hoch gehoben, bis ihn in den Fingerspitzen fror und ihm Zweifel aufstiegen, ob die alte Manier mit der Lotbüchse nicht doch die einfachere sei. Daß die Robben sich dort befanden, darüber konnten nicht zweierlei Meinungen herrschen, er hörte ja auch ihr Bellen; ob sie aber gerade diesen gefährlichen Weg wählen würden, um ins Wasser zu kommen, das war die große Frage.

Krach, ertönte es plötzlich auf dem Lande hinter den Fichten. Es pfiff in der Luft. Hierauf ein Pusten und Niesen, dann ein Patschen auf dem Eis, als ob nackte Menschen über einen Estrich sprängen.

Ehe Bestman sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte, wie albern im Grunde genommen die ganze Veranstaltung sei, steckte ein zottiges Tier den Kopf durch die Bresche, richtete sich auf und stürzte ins Wasser, hatte aber auch richtig den Stachel schon im Fleisch. In einem Nu rollte sich die Leine von der Winde ab, das Boot erhielt einen Ruck, daß der Jäger hinten der Länge nach auf den Boden hintaumelte, und fort gings mit gutem Gang dem Meere zu.

Das war ein Ritt!

Bestman fand es anfangs neu und lustig, so dahinzusagen. Er dachte, was das für eine prächtige Jagdgeschichte abgeben würde, und war überzeugt, die Beute in seiner Hand zu haben. Nur daß die Felseninseln gar so vorbeitanzten, sein Häuschen ihm nach und nach aus den Augen verschwand!

„Adieu einstweilen," rief er nach dem Strand hinüber, „komme bald wieder!" Es riß und zerrte an dem Boot. Doch eine Gefahr schien ihm vorläufig nicht vorhanden, zumindest nicht eher, als bis er die letzten Felsblöcke hinter sich ließ, das Land aus dem Gesicht verlor. Hier war die See etwas bewegter und die Sonne schien untergegangen, denn da draußen breitete sichs wie eine schwarze runde Scheibe aus. „Gehts noch lang so fort, so kappe ich im schlimmsten Fall die Leine," dachte Bestman. Und weiter gings. Doch nun fing der Kahn immer heftiger zu schlingern an. Die Wogen wälzten sich wider seine Planken, und schon war sein Schnabel unter Wasser. „Ein Stückchen noch!" dachte Bestman, der seine sichere Beute ungern aufgab und nicht mochte, daß der schöne Anfang ein so schmähliches Ende nehme.

Immer höher ging die See, und die Sterne fingen an zu blinken.

Noch konnte er indes das vorn im Boot liegende Beil unterscheiden, das, für den Fall er zu weit hinaustrieb, seine Hoffnung bildete.

„Nur zu, Alter! Bist mir doch müde, über kurz oder lang, oder ich müßte dich schlecht kennen!" murmelte der frierende Jäger, der gern die Ruder gehandhabt hätte, um sich den Körper zu erwärmen.

Im nämlichen Augenblick fühlte er seine Füße naß werden, und vernahm ein Scharren am Boden.

„Ans Werk denn!" befehligte er sich selbst, stand auf, um das Beil zu nehmen und die Leine abzuhauen, saß aber sofort wieder auf dem Boden. Denn sowie er sich nur von seinem Platz rührte, zog die Robbe den Schnabel des Kahns in die Tiefe.

Nach einigen fruchtlosen Versuchen, zum Vorderteil hinüberzukriechen, erkannte er die Notwendigkeit, ruhig an Ort und Stelle zu bleiben. Er war nun einmal in der Gewalt des Tieres, und nur von dessen Laune hing es ab, ob er zugrunde gehen oder ob er heimkommen sollte.

Nun hatte es aufgehört, ihm lustig vorzukommen, und ein stiller Ernst senkte sich auf das beklommene Gemüt des Jägers. Um jedoch seinen gesunkenen Mut etwas zu heben, griff er nach einem Ruder und legte es achter dem Boot aus, wobei er sich einbildete, er steure. Das aber tat nicht er, sondern das Tier, das geradeswegs in die offene See hinausruderte.

„Komm ich hier mit heiler Haut davon, so hol mich der Teu . . ." Die Robbe machte einige gewaltsame Wendungen, und der Fluch brach in der Mitte ab, denn das Ruder mußte eingezogen und die Schöpfkelle zur Hand genommen werden, um das Wasser aus dem Boote zu schaffen.

Als es ausgeschöpft war, legte Bestman das Ruder neuerdings aus und fühlte sich auch sofort beruhigter, ganz, als ob er tatsächlich säße und steuerte. Allein die Sterne waren nun erloschen. Ein feiner Regenschauer fiel, untermischt mit Schnee, und bald sah Bestman, von allen Seiten von grauem Nebel umschlossen, die Axt nicht mehr. Und weiter ging es, der Wind aber schien zu drehen, denn der Anprall der Wogen kam jetzt halbseits. Und mehr und mehr schien er umzuschlagen.

Jetzt wurde es Bestman angst und bange! Er dachte, die Schöpfkelle handhabend, an Weib und Kind, an Haus und Hof und alles

Gerät und endlich an die Ewigkeit, in die er nun bestimmt eingehen würde, dachte daran, nicht in der Kirche gewesen zu sein — ja, wie viele Jahre, dessen entsann er sich gar nicht mehr — seit dem Cholerajahr sicherlich nicht — auch nicht bei der Beichte. — Da, jetzt scharrte das Boot leewärts ans Treibeis! Herr Jesus! Ich armes sündiges Menschenkind! — Alles miteinander war vergessen . . . Vater unser, der Du bist im Himmel . . . Dein Wille geschehe, so in dem Himmel . . . nein, so wars nicht . . ."

Diese langen Stunden, und dann noch so viele! Bis Ålend brauchte man nicht länger bei dem Wind! Kam aber das Treibeis hinter ihm her, so konnte er bis hinunter nach Gotland oder in die Finnische Bucht hinein verschlagen werden, wenn er nicht vorher längst erfroren war!

Er kauerte auf den Boden des Kahns nieder, um einigermaßen vor den kalten Windstößen geschützt zu sein, und als er auf den Knien lag, da wußte er mit einem Male das ganze Vaterunser, das er wohl an die zwanzigmal betete.

Sooft er aber zum Amen kam, machte er mit dem Taschenmesser einen Einschnitt in den Bootsrand. Und nun er den Schall seiner Stimme vernahm, ward ihm leichter ums Herz. Ihm war, als spräche er mit jemandem, als spräche jemand zu ihm. Die Worte weckten die Erinnerung an eine in der Kirche versammelte Menge, die er nun vor sich sah, tröstend zurechtweisend. Die Gelingarner erblickte er darunter, mit denen er neulich hinausgefahren war, sich aus der gesunkenen Brigg Schmiedekohle zu holen, was wohl nicht so ganz in der Ordnung war, jedoch noch hingehen mochte. Auch sah er dort — da zerrte es vorn an der Leine. „Herr Jesus, Sohn Gottes, wenn ich diesmal dem Tode entrinne, so gelobe ich, so wahr Gott lebt, einen neuen Kronleuchter mit sieben Zinken aus reinem Silber — mein ganzes väterliches Erbe ist das — für die Kirche — reines Silber. Der Herr segne uns und behüte uns. Der Herr lasse uns sein Antlitz leuchten und sei uns gnädig . . ."

Durch den Nebel schimmerte in gerader Richtung vor ihm ein Licht, ein großes, aber schmutzig trübes, wie das einer Hornlaterne. „Der Hangöer Leuchtturm an der Nyländischen Küste!" dachte Bestman. „Hab mirs wohl gedacht, daß wir unsere zwölf Stunden unterwegs sind, das dauert ja, als wärs eine ganze Woche!"

Nun knirschte es wieder unter dem Kahn, der sich so plötzlich

festrannte, daß Bestman der Länge nach hinflog, worauf tiefe Stille um ihn eintrat.

Wie weit es bis zum Leuchtturm noch ungefähr sein mochte? Seine anderthalb Meilen! Jetzt konnte er aber weder vor- noch rückwärts! das war schlimmer als je, denn sowie er sich nun rührte, drohte das Boot umzukippen. Da war nichts zu machen, wo er saß, saß er. Jeden Augenblick erwartete er die Sonne aufgehen und den Tag im Osten dämmern zu sehen. Und er fror und flehte zu Gott und gelobte und schwor die heiligsten Eide wegen des silbernen Kronleuchters, der zweihundert Rigsdaler kosten, gehämmert und siebenarmig sein sollte und Rosetten oben an den Trägern haben und an einem buntfarbigen Seil hängen, das alle Menschen, die ihn sähen, sagen sollten: „Seht, das ist das Weihgeschenk, das Bestman von Nedergård zu spenden gelobte, als Gott ihn Anno 1859 so huldreich aus Todesnot errettete!" „Gott stand ihm huldreich und gnadenvoll bei," wiederholte er ein über das andere Mal, bis er es sich schließlich selbst glaubte und in überströmender Dankbarkeit für den gnadenreichen Beistand die ersten Worte des Gebetes: „Lob und Preis und Dank Dir, Herr in Deinen Höhen!" anstimmte. Gott war ihm beigestanden, das stand fest, nachdem ja doch der Leuchter dort hing und die Leute sagten, sagen würden, noch hatten sie es nicht gesagt — nun erlosch das Leuchtfeuer . . .

Herr Jesus! Der Du über die Wasser schrittest und den Wogen geboteſt, sich zu legen. — Jetzt legten sie sich auch, sie hatten sich gelegt vor einer geraumen Weile schon; denn totenstill wars ringsum, was um so merkwürdiger war, als die See hier sonst so tobte.

Jetzt würde es bald Tag sein, es mußte bald Tag sein, fror er doch so in den Füßen und war so hungrig. Aber nun würde er bald einen warmen Kaffee bekommen, sobald nur das Lotsenboot herauskam, wie es wohl mußte, der Schiffe wegen, die draußen auf der Räumte gekreuzt hatten und bei Sonnenaufgang einlaufen sollten. Aber warum, um alles in der Welt, sie nur gerade jetzt das Leuchtfeuer gelöscht hatten? Vielleicht weil es schon tagte, obgleich man es vor Nebel nicht merkte. Ja, das wars, gewiß, wofern die russische Regierung nicht ein anderes Reglement für ihre Leuchttürme hatte. Aber freilich war dem so! Jetzt erinnerte er sich dessen dunkel wie im Traum. Die Russen, die hatten ja auch einen anderen Kalender, nach altem Stil. Jawohl, das war des Pudels Kern, der

alte Stil, der um dreizehn Tage voraus oder zurück war, was so ziemlich auf eines hinauslief, kam es doch nur auf den Zeitunterschied an, der auch richtig vorhanden war; denn wie kämen sonst die Schiffe immer um eine Stunde später an, als sie telegraphisch avisiert wurden. Und eben deshalb löschte man auch das Feuerzeichen eine Stunde vor Sonnenaufgang, der also binnen einer Stunde erfolgen würde. Jetzt wußte er auch, warum ihn so entsetzlich fror. Alle Leute, die einmal an Wechselfieber gelitten, hatten vor Sonnenaufgang solche Schüttelfröste. Aber wie still sich das Tier verhielt. Es zerrte ja gar nicht mehr an der Winde. Am Ende hatte es sich losgerissen und war fort! Er mußte doch mal nachsehen, denn so unnütz hier zu liegen, war des T . . .

Bestman starrte nach vorn und sah ein dunkles unförmliches Etwas wie einen großen Haufen Takelwerk sich aus dem dichten Nebel heben. Himmel, Herrgott! Wenn das die russische Flotte ist, so erschießt man mich als Schmuggler oder schickt mich nach Sibirien. Und so viele sind es! s' ist ja ein förmlicher Wald!

Er erhob sich und bog die Knie gerade. Das Boot neigte sich nur nach den Seiten, tauchte jedoch nicht mehr mit dem Schnabel unter. Er kletterte vorsichtig über die Schwellen nach vorn, sah die Leine wie einen Telegraphendraht gespannt, stieg aus dem Boot, sah Fußspuren, schlug mit dem Absatz wider einen Stein . . . er war am Lande! Und dort stand ein Fichtenwald! „Bist du's, Vater!" scholl eine greinende bekannte Stimme von einem Wacholderbusch herüber.

„Ludde! Was zum Teufel, du hier?"

„Hab schon gar nicht mehr gewußt, Vater, was mit Euch geschehen ist!" Bestman rieb sich die Augen: „Hör mal, weißt du vielleicht, welche Zeit es ist?"

„Es muß schon mindestens auf acht gehen. Ihr wart eine gute Stunde weg. Jetzt habt Ihr aber auch das Vieh mit!"

Auf dem Robbenberg lag das Tier, im Rücken den Otterstachel, tot, verblutet, nachdem es einen Abstecher in die offene See gemacht hatte, jedoch des Wogenganges wegen umgekehrt war.

Noch heutigen Tags erzählt man sich in den Schären von dem Abenteuer, das nächst der Sage von der Seeschlange das wunderbarste ist, wovon man weit und breit gehört hat. Und wer es nicht glauben mag, der gehe nur in die Kirche von Nedergård und besehe

sich den kleinen Kronleuchter, der dort unter dem Orgelchor aufgehängt ist, zu ewiglichem Angedenken an die huldreiche Errettung des vormaligen Kronlotsen Bestman aus höchst ungewöhnlicher Seenot, da er im Angesichte des Todes dem Herrn, zu Trost und Frommen der christlichen Versammlung, besagten Zinnleuchter zu stiften gelobte.

Mein Sommergeistlicher

Wenn ich im Frühling in der Sommerfrische ankomme, bin ich immer der erste Gast. Es ist öde in dem kleinen Badeorte, die Fensterladen sind geschlossen, die Veranden mit Brettern verschlagen. Die Bäume sind erst halb belaubt, die Rabatten noch nicht umgestochen, hie und da, in Senkungen und Winkeln, ist noch etwas schmutziger Schnee liegen geblieben.

Doch da gehe ich nach Tisch in den Gasthof, um meinen Sommergeistlichen aufzusuchen. Treffe ihn dort noch heute, genau wie vor zwölf Jahren, bei einem Glase Punsch in der Ofenecke sitzend, die Zeitungen lesend, die Hauskatze streichelnd, und ab und zu mit der Wirtin plaudernd.

Er ist über die Dreißig, sieht aber noch immer wie ein langer, hagerer Student aus. In diesem Frühling scheint er mir noch hagerer als im vorigen Jahr, die Hautfarbe ist grauer, das Auge matter, die Stimme hat das Reden verlernt und klingt dünner.

Wenn er mich sieht, fangen seine Augen an, einen seltsamen Glanz zu bekommen, als ob er mir den ganzen Winter Übles nachgeredet und nun ein schlechtes Gewissen hätte — jenen eigentümlichen Glanz, vielleicht die Folge einer Spannung der Hornhaut, die dadurch entsteht, daß die Pupille erweitert wird, um womöglich in den Augen des anderen lesen zu können, was er denkt. Ich weiß ganz genau: er haßt meine Tätigkeit; für den Augenblick aber, da er ein in der Abgeschiedenheit Lebender ist, während ich aus der Welt mit ihrem Leben und Treiben komme, erscheine ich ihm, wie ich sehe, als ein Frühlingsbote, — der erste Badegast, dem bald andere nachfolgen werden. Nachdem wir uns überzeugt haben, daß Feindseligkeiten nicht zu befürchten seien, setzen wir uns an einen Tisch. Die erste halbe Stunde spricht er mit eintöniger, dünner Stimme, ohne Halbtöne, ohne Nuancen, so daß ich Mühe habe, mich in ihm zurechtzufinden und den gebildeten Mann zu erkennen. Sein Sprachorgan hat sich acht Monate lang dem der Lotsen und Fischer angepaßt; er hat sein Hirn herabgeschraubt, um sich einfacheren Denkmechanismen verständlich zu machen; sein Wortvorrat hat die Zwischenklänge, die Übergänge verloren und gewöhnliche, zuweilen rohe Wörter aufgenommen.

Er ist mißtrauisch, wie der Einsame, und sucht beständig zu er-

spähen, ob ich das auch meine, was ich sage; denn ich passe mich ihm aus unbewußter Sympathie an, spiele, jeden Mißton vermeidend, die Stücke, die ihm zusagen, ziehe sein abgelaufenes Uhrwerk auf, — und nach und nach höre ich es wieder in der alten, guten Weise ticken.

Er möchte wohl gern Neuigkeiten von mir erfahren, doch der Genuß, einmal wieder selbst sprechen zu dürfen und verstanden zu werden, überwältigt ihn; es packt ihn das Verlangen, sich als Ebenbürdigen zu zeigen, und er wirft die höchsten Fragen auf.

Nach einer Stunde ist seine Stimme wohl noch etwas verschleiert, klingt aber bereits feiner. Er braucht nicht mehr so peinlich nach den Ausdrücken zu suchen, sein Gesicht, eben noch so tot, so farblos wie abgefallenes Laub, hellt sich auf, und er berauscht sich am Reden.

Wir lassen uns in eine Erörterung über Kierkegaard, den Dichter des Leidens, ein, und er schwelgt alsbald im Gefühle des eigenen Wehs, dem er, ohne gerade zu beichten, Luft macht.

Aber jeder von uns hat Kierkegaard auf seine Weise gelesen, ich als Psychologe, er als Christ. Versteht er mich nun nicht, oder hört er mir nicht zu, genug, er fühlt nur, daß mein Resonanzboden widertönt und wird deshalb beredt, spricht und spricht, daß ich es für Sünde halten würde, den Ergüssen dieses glücklichen Menschen Einhalt zu tun.

Jetzt aber will er ganz nach der Christusseite umlegen, wogegen ich mich sträube. Er gerät ins Feuer, ich lasse ihn ruhig gewähren.

Wohl eine Stunde lang hat sich das so hingezogen, und nun behandelt er mich als Adepten, wirft mir das Meßgewand über, nimmt mir den Eid ab, hört auf keinen Protest, erteilt mir die Weihen und ruft mich endlich zum Zeugen auf wider die Christenhasser.

Da lache ich, um ihn zu wecken, doch das sieht er nicht. Und immer weiter, tiefer geht er, verliert sich in die Exegese und fährt sich in den undurchdringlichsten Dickichten der Theologie fest, hält dann inne und blickt mich an, um zu hören, ob ich ihm auch pflichtschuldigst beistimme.

„Aber liebster Bruder," mache ich der Sache ein Ende, „es ist dir doch wohl kein Geheimnis, daß ich von diesen, deinen Ansichten auch nicht eine einzige teile?"

Er schaut mich groß an, scheint sich zu besinnen, lacht, und wir reden von etwas anderem.

Nun ist die Reihe zu reden an mir. Die Lampen werden im Saal angezündet und man hat frischen Punsch hereingebracht. Ich spreche von der Zeit, in der wir leben, als von einer Schlafenszeit, die den Schlummer fortsetzt, darein die Menschheit, des Wachens müde, zu Anfang des Jahrhunderts verfiel; ich flechte Erklärungen über die Lehren Darwins, über die von Schopenhauer und Hartmann gewonnenen Erkenntnisse ein; ich lasse das Christentum in seinem Zusammenhang mit der Weltgeschichte erscheinen und die körperlosen Schatten der Theologie zu Fleisch und Blut werden; ich erkläre, was er unerklärlich haben möchte, ohne ihn doch durch die gemeinverständlichen Folgerungen des Rationalismus zu wecken; ich nenne weder Strauß noch Renan und improvisiere endlich eine Weltanschauung in den entsprechend nebelhaften Bildern der Dichtung. Sein halbes Antlitz erscheint mir, in dem schräg von oben herabfallenden Lampenlicht, wie ein weißer Fleck, und ich sehe durch den Tabakrauch seine Augen glühen und leuchten. Ich glaube ihn eine ziemliche Strecke weit mit mir fortgerissen zu haben, weiter, als es ihm vorher bei mir geglückt war; ich habe ihn magnetisiert, indem ich sein Hirn die Bewegungen meines Geistes mitmachen ließ, ich empfinde einen Augenblick den Rausch des Redners, wenn er seine Zuhörer zu rühren, zu lenken vermag. Mit meiner Unklarheit habe ich ihn seinem Mystizismus entrückt, denn ich weiß wohl, daß jeder Versuch, die Frage auf das Gebiet der klaren Erörterung hinüberzuleiten, in seinen apologetischen Erinnerungen sofort einen Nachhall wecken würde. Doch ich werde müde und bin schließlich nicht mehr imstande, das Anstoßen an eine der Dosen zu vermeiden, in denen bei ihm die Apologetik, d. h. eine Sammlung von Widerlegungen voraussichtlicher Einwände gegen das Christentum verwahrt ist. Richtig! Da bin ich unversehens an die Feder gekommen. Der Deckel springt auf. Meine Macht ist zu Ende.

Nun lacht er und sagt:

„Aber liebster Bruder, es ist dir doch wohl kein Geheimnis, daß ich ein absoluter Gegner aller deiner Ansichten bin?" Beide lachen wir laut auf. Aber kein Disput, keine tiefere Erörterung läßt sich weiter in Gang bringen, denn sobald wir uns auf Gründe und Gegengründe einlassen wollten, wäre jedes Gespräch unmöglich.

Wir hatten uns einfach gegenseitig zu magnetisieren versucht, uns selbst berauscht, und der eine hatte Genuß gefunden am Rausch des andern, den er hervorgerufen.

Wir sind Gegner, doch keine Feinde. Und Tag für Tag treffen wir uns wieder, um dasselbe Gedankenspiel zu spielen, ohne einander je zu verletzen, ohne anzustoßen. Wir wählen die zierlichsten Worte, die längsten Umschreibungen, die gelindesten Ausdrücke. Es ist eine Art Berührung der Seelen.

Nun aber, da die Badegäste anlangen, lichte ich die Anker und fahre hinaus in die Schären.

Drei Wochen später, als ich wieder einmal nach dem Badeorte komme und in den großen Saal des Hotels trete, sitzt mein Freund, der Pastor, an der Table d'hote, von Herren und Damen aus der Stadt umgeben.

Er ist frisch rasiert, frisch geschoren, trägt eine reine weiße Halsbinde und feingebürstete schwarze Kleider. Sein Antlitz hat etwas Offenes; das Gedrückte, Trübe ist daraus verschwunden, die Augen glänzen, nur ein stetes Zucken von Zunge und Lippen, als müßte er beständig das Lachen unterdrücken, ist noch zurückgeblieben.

Als er mich sieht, verrät er große Unentschlossenheit, steht aber dann auf, begrüßt mich und fragt nach meinem Befinden. Dabei immer das verschmitzte Lächeln, das kommt und geht. Sodann raunt er mir, gleichsam in die Rolle des alten Studenten und Zechkumpans verfallend, zu, daß seine Branntweinflasche im Winkel des Mittelzimmers stehe und mit P. bezeichnet sei, da Branntwein im Hotel nicht serviert werde.

Ich setze mich in einiger Entfernung zu Tisch, von wo aus ich ihn bequem beobachten kann. Im Gespräch mit seiner jetzigen Umgebung hat sein Gesicht einen anderen Ausdruck, als da er mit mir sprach, und zwar ändert sich dieser, je nach der Person, die zu ihm redet. Im allgemeinen trägt er einen gemessenen, alle Vertraulichkeit abweisenden Ernst zur Schau und ist ängstlich darauf bedacht, sich nicht zu vergessen. Wendet er sich jedoch an Frauen, dann kann er die Maske nicht festhalten. Bald lächelt er und nimmt eine liebenswürdige, herablassende Miene wie ein älterer Mann einem Kinde gegenüber an, bald sieht er geschmeichelt drein und ist untertänig wie ein Junggeselle gegen eine Dame, um dann wieder ehrbar, unnahbar, keusch zu sein, wie ein Diener des Herrn.

Nach beendeter Mahlzeit erhebt er sich und kommt auf mich zu. Auf seinem Antlitz spielen noch Reflexe der Personen, mit denen er gesprochen hat, es glüht noch von den Ausstrahlungen der Weiblichkeit. Von dem argwöhnischen Wesen des Einsiedlers ist keine Spur mehr. Seine Seele hat sich an andern Seelen ausgeturnt. Der gesellige Verkehr hat ihm die Schüchternheit genommen, ihm Gedankensamen zugetragen, seine Erfahrung bereichert, den Vorrat seiner Eindrücke vergrößert, und nun ist er dreist, fast herablassend gegen seine ehemaligen Kameraden in der Wüste. Jetzt mag er sich nicht mit dem Ketzer an einen Tisch setzen und Fragen der Zeit mit ihm verhandeln, denn jetzt sind Zeugen da. Auch hat er ja so viele andere, mit denen er sich unterhalten kann, — obgleich er ganz gut weiß, daß niemand ihn so gut versteht, wie gerade der Ungläubige.

Beim Abschied sagt er, daß er für einen ganzen Tag hinauskommen würde, um mich zu besuchen. —

„Hier sind", meint er, „im Sommer zu viel, im Winter zu wenig Leute. Nun muß man immer an Toilette denken, immer Kavalier sein und . . . ja, du hast es gut, du!"

Eines schönen Nachmittags, gegen Ende Juni, sehe ich eine schwarze Gestalt die Wiese daherkommen. Es ist der Pastor. Als er bei unserm Häuschen angelangt ist, wirft er den schwarzen Hut ab, holt tief Atem und besieht ringsum die Gegend, als wollte er sich überzeugen, ob auch genug Platz sei, oder ob keine Leute in der Nähe seien, die ihn sehen könnten. In meiner Kammer sieht er eine blaue Matrosenjacke, gegen die er seinen schwarzen Rock vertauscht, nimmt meinen Strohhut, eine Pfeife aus Wurzelholz, einen Stock. Und nun, nach einem Punsch, will er in den Wald.

Draußen auf der Wiese taucht er beide Hände in die Jackentaschen und findet das so neu, so spaßig. Er hüpft wie ein Kalb, er springt über die Zäune. Er ist ein anderer Mensch.

Heute lassen wir alle Fragen, gehen an den Strand, baden und schwimmen in den Fjord hinaus. Dann ergehen wir uns am Seeufer und werfen „Butterbrote", wir rollen Steinblöcke ins Wasser, jagen die Brut der Gänsejäger auf, steigen in Holke hinauf und stöbern faule Eier auf.

Und nun klettern wir tiefer in den Tannenwald. Hier fühlt er sich erst recht zuhause. Er jauchzt und singt, er tötet Vipern mit seinem Knüppel und lockt die Vögel durch seinen Ruf, zu antworten,

er narrt den flüchtenden Hasen „Männchen" zu machen, verfolgt die Spur des Elentieres und will durchaus auf den Stier los und mit ihm anbinden. Hierauf stürmen wir einen Berg, steil wie eine Wand, hinan. Oben auf der Höhe angelangt, auf der nur noch einige Zwergkiefern stehen geblieben sind, sehen wir das Meer mit seinen tausend Schären und Eilanden zu unseren Füßen.

Er lüftet den Hut und trocknet sich den Schweiß von der Stirn. „Ja, 's ist doch schön, einen Augenblick Mensch sein zu dürfen," sagte er mit einem Seufzer und einem furchtbar schmerzlichen Ausdruck im Gesicht.

Daß ich nicht antworte, ihn nicht bedauere, zu keinem teilnehmenden Austausch, keinen vertraulichen Eröffnungen einlade, trotzdem ich alles weiß, die ganze Leidensgeschichte kenne, die hinter dem Heute dieses Mannes liegt —: das gerade bildet den Reiz unseres Umganges. Er weiß, daß ich alles weiß, doch im selben Augenblick, in dem ich sagen würde, „ich wisse Bescheid", würde er gehen.

Und er sagt nichts von selbst, gefällt sich nur in Andeutungen, in leisem Streifen der Gefahr, die darin liegt, dem Feinde sein Geheimnis zu offenbaren. Denn wir sind Feinde, das wissen wir beide.

Und ebenso fühle ich, daß ich ihn fliehen würde, wenn er mir hier in einem schwachen Augenblick seine Brust öffnete und das gräßliche Krebsgeschwür darin zeigte. Mit dem Reiz, ihn zu erraten, wäre es vorbei, und er, — er würde mich nachher hassen, hielte ich dann doch sein Leben in meiner Hand.

Deshalb sagen wir beide nichts, plaudern einfach, sooft sich ein Augenblick dazu bietet, plaudern von Jagd und Fischfang, von Segeln und Rudern.

Der Abend ist hereingebrochen, und wir müssen heim zum Abendbrot. Da wir uns dem Hause nähern, singt er nicht mehr, und bei Tische ist er in sich gekehrt, bringt der Frau des Hauses ein paar matte Scherze darüber vor, daß er meinen Rock anhat, lehnt ein Gläschen Schnaps ab, nimmt es aber dann doch.

Wir setzen uns auf die Veranda hinaus, um noch ein wenig zu plaudern. Aber er bleibt unruhig, denn er ist nicht überzeugt, daß auch andere so verschwiegen sein würden wie ich. Wie er eines Bogens habhaft wird, eilt er damit auf den Vorplatz, wo er nun, über das Vorratshäuschen hin, Schießübungen anstellt. Mit sol-

chem Eifer, solcher Ausdauer, barhäuptig und so ganz außer Atem vom Hin- und Herspringen, daß ich nicht weiß, kokettiert er, oder fürchtet er, in gefährliche Gespräche verwickelt zu werden. Eine volle Stunde unterhält er sich damit, wobei er uns durch Zurufe aufmerksam macht, sooft der Pfeil einen besonders schönen Bogen beschrieben hat.

Es wird in der Kammer ein Bett für ihn bereitet, und er bleibt über Nacht.

Am andern Morgen kommt er in seinem langen schwarzen Rock zum Kaffeetisch, feierlich streng, als ob er seine gestrigen Handlungen bereue.

Als ich ein Boot für ihn zur Heimfahrt bestellen gehe, hört er mich das alte Fischerweib mit „Frau" anreden.

„Du solltest so'n Weibsbild nicht ‚Frau' nennen, du verdirbst das Volk."

Darauf ich: „Ja, sind denn nicht alle Menschen gleich?"

— — „Ja vor . . ." das Wort will ihm nicht recht über die Lippen — „vor Gott, aber nicht vor den Menschen. Das mußt du am besten wissen."

Das war eine Zurechtweisung, deren artige Form jeder weiteren Behandlung des Gegenstandes vorbeugte.

Wir trennten uns am Strande, kalt, höflich, als wären wir es zufrieden, uns zu trennen. Sein Boot war mit hundert leeren Flaschen befrachtet, zwischen denen er sitzen sollte.

„Decke etwas über die Flaschen!" — befahl er dem Mädchen, das die Jolle ruderte. Sie holte ihre Jacke und bedeckte den weltlichen Plunder, während der Pastor, gleichsam als der Inhaber und Wohnsitz ewiger Wahrheiten, eine hoheitsvolle Miene annahm.

Der Zollaufseher

Er fuhr wie der fliegende Holländer mit seiner Jacht umher, ohne je zur Ruhe zu kommen, fuhr hin und her zwischen Furusund und Landsort, zwischen Landsort und Furusund; seine fünfzehn Jahre war er nun so hin und her gefahren, auch ferner würde er so hin und her fahren, bis er nicht länger imstande war, die große Schute zu handhaben und sein herangewachsener Sohn die Fahrten aufnahm. Dreißig Jahre hatte diese auch sein Vater zurückgelegt, allein das war in den guten Zeiten gewesen, wo noch der Schutzzoll die Leute zu Schmugglern machte. Die letzte Beschlagnahme, die der Alte in den Stockholmer Schären vollzogen, hatte ihm in einer einzigen Nacht zehntausend Kronen eingebracht, so daß er einen Hof kaufte und sich zur Ruhe setzte.

Dieses wunderbare Ereignis lebte wie eine Sage fort und hatte den Sohn dazu vermocht, den im übrigen etwas einförmigen Beruf zu ergreifen, immer nur zu segeln, ohne Ziel zu segeln, hin und her, je nach der Stärke und Richtung des Windes, stilliegend, wenn keiner wehte, sich in Winkeln, in Felsenbuchten verkriechend, wenn ein Sturm im Anzuge war, einerlei, wohin es ging, wofern es nur innerhalb des Bezirks war und er sich am Letzten des Monates in der Zollkammer von Dalarö einfand, seinen Lohn zu quittieren.

Überall war er zu sehen, und just, wo man ihn am wenigsten erwartete. Befanden sich die Fischer bei gutem Wetter mit ihren Netzen auf dem Meer, so sahen sie den Sturmklüver des Aufsehers hinter einer Landzunge gleichsam die kolossale, Beschlagnahmen witternde Nase hervorstrecken! Stieg man ans Land, so lugte richtig der bierfarbige Mast über die Wipfel der Fichten hervor, oder es verschwand das runde Gat des Schiffes zwischen den Erlenbüschen. Begaben sich die Mädchen auf die Insel hinaus, um zu melken, und schoß eine dreizackige Flagge mit einem gekrönten T. an der Gaffel hinter einer Berglehne hervor, so wußten sie, der Aufseher sei's, und kamen die Alten zeitig in der Frühe zum Fischkasten hinab, so lag wohl just die Jacht dort vor Anker, und sahen die Leutchen den Rauch aus der Kombüse aufsteigen, so konnten sie darauf rechnen, daß es nicht ohne etwas Gutes abgehen werde. Und wirklich, kaum ließ sich das Knirschen der Wasserstiefel auf den Steinen des Strandes vernehmen, als auch schon das verwitterte Antlitz des Aufsehers aus der

Kajüte auftauchte. Nach einigen kurzen, einleitenden Bemerkungen über Wind und Wetter lud er die Ankömmlinge an Bord, und alsbald saßen sie, je einen Schnaps vor sich, auf den Pritschen zu beiden Seiten des Klapptisches.

Die ersten fünf Jahre war der Aufseher mit wahrem Entzücken in seinem Bezirk umhergesteuert, stets von der Hoffnung beseelt, die hohen Zollsätze würden einige unternehmende Seelen zu Schmuggelgeschäften verleiten. Dann aber kam mit Gripenstedt der verwünschte Freihandel, und nun brachen schlechte Zeiten an.

„Warum schmuggelt ihr nicht, ihr Teufelskerle?" hörte man den Aufseher die in seiner Kajüte um den Klapptisch versammelten Fischer schelten.

„Es lohnt sich nicht!"

Und der Aufseher nahm den Zolltarif zur Hand und las ihn der andächtigen Zuhörerschaft vor. Allein das Geschäft war in der Tat nicht verlockend, denn der höchste Satz war der auf Vanille mit 60 Öre das Pfund, und in dem Artikel war der Verbrauch allzu gering.

Das Entzücken legte sich im sechsten Jahre; die Hoffnung aber lebte noch, doch bedurfte sie von Zeit zu Zeit der Anfeuerung durch ein Gläschen, aus dem bald mehrere wurden. Wenn er dann unter Segel ging und sein Fahrzeug zwischen den äußersten Riffen, die er förmlich auswendig kannte, dahinkroch, so sah er im Geiste französische Schoner mit goldenen Uhren, englische Briggs, die nach Vanille dufteten, holländische Kagen mit Muskatnüssen und Kardamomen der Gewürzinseln, und russische Schoner mit Karawanentee herbeikommen. Allein sooft er hinaussteuerte, bis er das Land aus den Augen verlor, um das phantasmagorische Glücksschiff zu finden und es zu zwingen, die Flagge zu hissen, immer löste es sich in irgendeine norwegische Barke auf, die mit Steinkohlen von England kam. Schlimmer war es, daß der Traum von den zehntausend Kronen in der Felsenschlucht allmählich die feste Form von Barschaften annahm, die früher oder später eingehen würden, daß er bereits Vorschüsse darauf aufzunehmen begann. Und gleich dem Opiumesser mußte auch er seinen Rausch unaufhörlich unterhalten, da sonst die fatale Wirklichkeit zu niederschmetternd auf ihn gewirkt hätte. Der Rausch aber kostete Geld, und Schulden waren die Folge. Die durch sie erregten peinlichen Empfindungen konnten nur durch

einen neuen Rausch vertrieben werden, der seinerseits Katzenjammer und Unlust hervorrief, wogegen es Abhilfe zu treffen galt, um keinen Mißmut aufkommen zu lassen: so ward er zum Trinker. Bald hörte indes der Branntwein auf, die schönen Gesichte und mit ihnen die Hoffnung auf die zehntausend Kronen heraufzubeschwören.

Da heiratete er endlich und bekam Kinder. Nun hieß es Brot schaffen, und sein ganzes Dichten und Trachten war denn auf Jagd und Fischerei gerichtet, wodurch alle Gedanken an die große Beschlagnahme verdrängt wurden. Da ein Netz auszulegen, dort eines Vogels habhaft zu werden, das bildete hinfort sein wichtigstes Tun, und der Bezirk verwandelte sich ihm in ebenso viele Jagdreviere und Fischereiplätze, als er früher eingebildete Schlupfwinkel für Schmuggler besessen hatte. Dabei ward jedes entlegene Gehöft zu einer Station, an der er ein Gläschen nahm und zu einem Gläschen einlud; gab es aber ein Erntebier, so hatte er ein Auge darauf, und lief ein Boot vom Stapel, so wußte er es lange vorher. Er war auch überall, wohin er kam, willkommen, teils weil er blanke Knöpfe am Rock, eine Borte an der Mütze hatte, teils weil er Neuigkeiten brachte, kleine Aufträge übernahm, und man den Bekannten so bequem Grüße durch ihn senden und allerlei sagen lassen konnte. Zudem hatte er Grütze im Kopf, wußte zuerst, wann die Eidergans strich, der Strömling heranzog, die Leuchtfeuer gelöscht wurden, wußte, in so manchem bewandert, bei Geschäften und Kontrakten Bescheid, verstand die letzte Hand an ein Boot anzulegen, ein Segel zuzuschneiden, einen Flintenlauf zu bohren. Ja, sogar Violine spielte er, so daß er stets gern gesehen war, wo es tanzlustige junge Leute gab.

Sein Leben gestaltete sich auf diese Art zu einer immerwährenden Vergnügungsreise, und am wenigsten wohl fühlte er sich die paar Stunden, die er daheim zubringen mußte. Daheim da gab es beständig etwas zu nörgeln und zu klagen, immer fehlte es an Geld, obgleich er fast sein ganzes Gehalt von 100 Kronen monatlich hergab und mehr nicht aufzutreiben vermochte. Und vertrank er auch 15 Kronen im Monat, worauf sein halber Liter am Tag zu stehen kam, so verköstigte er sich dafür auch wieder selbst und brachte so manches Pfund Fisch, manches Bund Vögel nach Hause geschleppt.

Doch es kamen böse Tage. Die Freundschaft kühlte sich ab, wenn Schulden, die man gemacht hatte, nicht abgetragen wurden, und

von der Kälte zum Wortwechsel war nur ein Schritt. So verminderten sich die Stationen um eine und wieder eine. Da indes die Nachbarn in der Regel in Uneinigkeit lebten und gegeneinander heimlich voll Mißgunst waren, so lebte der Aufseher eine Zeitlang davon, Bündnisse mit den Feinden der Feinde zu schließen. Einigten sich diese jedoch und schlossen Frieden, so fiel die doppelte Feindschaft auf den Ohrenbläser. Bald mußte er seine einförmigen Fahrten machen, ohne irgendwo anzulegen. Warf er in einer Bucht ein Netz aus, so kam der Eigentümer und verwehrte es ihm; schoß er im inneren Schärengürtel einen Vogel, gleich wurde er Wildschütz geheißen.

In seiner Vereinsamung schloß er mit seinen beiden Bootsleuten Kameradschaft. Da kam er jedoch um allen Respekt bei ihnen, und Beschwerden liefen gegen ihn ein, daß er mit seinen Untergebenen söffe. Er entlieh sogar Geld von ihnen, und als die Rückzahlung unterblieb, benahmen sie sich roh gegen ihn, rissen das Kommando an sich und kriegten ihn schließlich so völlig unter, daß sie in eigener Angelegenheit, wohin es ihnen nur beliebte, fuhren, der Aufseher aber mit ihnen mußte.

Zuweilen, wenn er zu lange still lag, erschien der Kontrolleur und trieb ihn an.

„Nur wieder fort."

„Wohin?"

„Wohin immer, in des Teufels Namen, wenn nur gesegelt wird!"

So wurde er aufgescheucht, mußte hissen und hinaussegeln, ohne Ziel, ohne Hoffnung, in einen Hafen einzulaufen.

Eines Tages — an die zehn Jahre machte er nun seine Runde — erhielt er in Sandhamm ein Telegramm, daß sein Weib im Sterben liege und er eilends heimkehren müsse. Allein es herrschte ein widriger Wind, Landsort war entlegen, und als er dann nach vierundzwanzigstündigem Kreuzen daheim anlangte, war er Witwer.

Nicht eben viele Freuden hatte der Ehestand ihm geboten, kehrte er doch nur zweimal des Monats bei sich ein. Allein es blieb doch immer ein Heim, in dem er festen Boden unter den Füßen gefühlt, in dem er am Herde sitzen, ein Mahl von häuslich zubereiteten Speisen genießen konnte.

Nach dem Begräbnis kam es zur Pfändung, und bis auf den letzten Holzpflock wurde alles zur Auktion geschleppt.

Keinen Fleck auf festem Boden nannte er nun sein, und so wohnte er denn das ganze Jahr hindurch in seiner Jacht. Ein alter Rumpelkasten, wie sie war, begann sie von den Einwirkungen der Zeit, von Wind und Wasser mehr und mehr zu leiden und düster und verfallen auszusehen.

Das große Segel hatte Flecken, der Mast war braun gefirnißt, die Kajüte wie Spitalbetten schmutzig gelb gestrichen. Früher hatte die Frau alle Vierteljahre frische weiße Vorhänge vor den Luken aufgemacht, jetzt starrten einem die kahlen, dunklen Löcher schwarz entgegen. Das Takelwerk war vom Regen geschwärzt, und der Rumpf war schwerfällig und morsch und segelte schlecht.

Es ist ganz still an Bord geworden, seit der Aufseher, außer bei Manövern, mit seinen Leuten gar nicht mehr spricht, und kommt an einem hellen Sommertage aus den inneren Schären eine Lustjacht gefahren und ihre singenden, lachenden Passagiere, die zum erstenmal hier weilen, erblicken das schwarze Takelwerk auf dem klotzigen Rumpf, der wie ein müder Greis dahinzuschwanken scheint, so fragen sie, was das für ein Sarg sei.

„Der fliegende Holländer ists," antwortet der junge Großhändler, der im blaugestreiften, englischen Sweater am Steuer steht.

Und gleitet das gespenstische Schiff an einem roten Häuschen mit weißen Fensterrahmen, das auf der Anhöhe unter Apfelbäumen liegt, vorbei, nunmehr immer vorbei, und der schweigende Steuermann sieht oben um einen Johannisbaum die Jugend tanzen, da läßt er Toppsegel und Sturmklüver hissen, wendet, um hinaus in See zu stechen, wo er nichts als Luft und Wasser vor sich sieht. Und kann ihn ein Bootsmann beim Steuer vertreten, so greift er nach der Fiedel und spielt den Möwen und Robben auf, die, von den ungewohnten Tönen angelockt, ein jegliches nach seiner Art schreien und heulen, und um das düstere Schiff und dessen düsteren Spielmann einen Tanz treten.

Es ist gleichwohl nichts Merkwürdiges, was er spielt, lauter alte Tänze und Märsche, die man in seiner Jugend spielte, als er noch frohe Gesichter um sich sah und ihm der Ehrenplatz angewiesen wurde. Noch hat sein Äußeres etwas Merkwürdiges oder Romantisches. Ein kleiner, dürrer Handlungsdiener vom Land, die Beine vom ewigen Stehen am Steuerruder gekrümmt, mit blassem, eingefallenem Gesicht und einem dünnen, stark gelichteten Backenbart, durch-

aus kein Seemannstypus, wie sich die jungen Mädchen einen Jachtleutnant vorstellen.

Wenn der November mit Sturm und Schnee daherfährt, dann gleicht die alte Jacht einer morschen, sich frisch belaubenden Eiche. Die spritzenden Wogen behängen ihr Tauwerk mit kandierten Eiskristallen, gleich den Prismen eines Kronleuchters, der Schnee liegt wie Watte zwischen den Doppelfenstern auf Reeling, Gaffel und Baum, und der schwarze Rumpf ist bis über das Deck hinauf mit bläulichem Eis überzogen. Türmt dann die schwarze Wolkenwand mit den kupferroten Rändern sich über dem Zenit auf und Schneegestöber erfüllt die Luft mit dämmerigem Dunkel, so teilt sich selbst dem dürren Männchen, wie es dort, weiß vom Schnee, in seinem Schafpelz und seiner Seehundsmütze am Steuer steht, ein Zug von Größe und Kraft mit, und die magere Rechte im Fausthandschuh, die knirschenden steifgewordenen Schoten handhabend, scheint den Winden zu gebieten, während die Linke mit dem Ruder die Jacht durch die dunkelgrünen Fluten zwingt, sie die Eisblöcke reiten läßt, die sie unter sich drückt, daß sie rasselnd an den Kiel scharren, um achter dem Steuer wieder emporzutauchen. Und es hebt sich in den Angeln, und stürzt mit Getöse in die Wogen zurück, das Tauwerk schüttelnd, daß die Eiszacken auf das Deck niederhageln.

Da lebt der Aufseher für einige Stunden auf, wenn ein Kampf seine Kräfte in Anspruch nimmt – wofür? Für den Kampf! Doch ist das Schiff beim Leuchtturm angelangt, und der Bakenmeister empfängt ihn mit einer Tasse Kaffee und Schnaps, da dünkt es ihm doch angenehm, daß es überstanden sei.

„Das war ein Hundewetter," ist alles, was er über die Sache zu sagen vermag, denn er hat aufgehört, über das Zwecklose der langen Fahrten, die erst enden, wenn er selbst endet, nachzudenken. Nachdem er sich in der Lotsenstube erwärmt, auf einer Bretterbank sich ausgeschlafen hat, geht er hinaus, um nach der Luft zu sehen.

„Ich mein," sagt er zu den Bootsleuten, „wir segeln wieder." Und so segeln sie denn wieder.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung 3
Des Pastors Elen 11
Ein Verbrecher 21
Aberglaube 35
Höjer übernimmt selbst den Hof 40
Ball beim Schneider 50
Seenotgelübde 60
Mein Sommergeistlicher 67
Der Zollaufseher 74

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H. in Leipzig

434037

LSwed
S9183sk
.Gho

Strindberg, August
Schärenleute; [tr. by] Holm.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED